

# **Transformationen, Transgressionen und Intertextualität**

Herausgegeben von  
**Piotr Niewiedzący**  
**Sebastiane Schweinstaiger**  
**Wanwan Wuneng**

Band 42

Hannover

# **Signum & Textum**

Herausgegeben von  
**Peter Schlobinski**

Hannover  
2011

## Signum & Textum

### Ein faktitiv-fiktionaler Essay von Kurt von Brünn

Wie alles sich zum Ganzen webt,  
Eins in dem andern wirkt und lebt!

#### 1 Begriffe werden definiert

PROLEGOMENA. *Signum* (lat. Zeichen): all das, „was aufgrund einer vorher vereinbarten sozialen Konvention als etwas aufgefasst werden kann, das für etwas anderes steht“ (Umberto Eco, Einführung in die Semiotik, München 1988 [1972], S. 四). *Textum* (lat. Gewebe, Zusammenfügung): eine kohärente Folge von Zeichen, deren Verknüpfung eine kommunikative Funktion signalisiert und die ein Thema umfasst und einen Sinn hat. *Text*: „ein Gewebe von Zitaten aus unterschiedlichen Stätten der Kultur. [...] Ein Text ist aus vielfältigen Schriften zusammengesetzt, die verschiedenen Kulturen entstammen und miteinander in Dialog treten, sich parodieren, einander in Frage stellen“ (Roland Barthes, „Der Tod des Autors“, in: Texte zur Theorie der Autorschaft, hg. v. Fotis Jannidis et al., Stuttgart 2000 [engl. 1967, frz. 1968], S. 190 f.). *Intertextualität* (lat. *inter-* = zwischen): Eigenschaft eines Textes, mit anderen Texten in Verbindung zu stehen und auf sie Bezug zu nehmen. *Subtext* (lat. *sub-* = unter): die einer expliziten Aussage als zusätzliche Ausdrucksdimension unterlegte Bedeutungsebene. *Paratext* (griech. *para-* = über, neben, hinaus): ein den Haupttext steuernder, ergänzender, kommentierender oder begleitender Text. *Faktitiv* (lat. *factum* = das Gemachte): reale Tatsächlichkeiten und Tatbestände betreffend. *Fiktional* (lat. *factio* = Einbildung, Annahme): die Darstellung eines Sachverhalts oder Geschehens betreffend, die nicht notwendigerweise einen Wirklichkeitsbezug beansprucht.

#### 2 Eine verhängnisvolle Sitzung

Anders als die bekannte Semantikerin Dr. h. c. Bezczelny, die ihr Wissen auf den Punkt brachte mit dem Satz, sie wisse, dass sie nichts wisse, und dies

© Copyright 2011 by Peter Schlobinski, 30167 Hannover, LUH:  
<[http://www.mediensprache.net/de/members/schlobi/signum\\_et\\_textum.pdf](http://www.mediensprache.net/de/members/schlobi/signum_et_textum.pdf)>

Das Werk einschließlich aller Texte, Textbezüge, Zitate, Plagiate sowie Grafiken und graphostilistischen Mittel ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung – auch auszugsweise – außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig und wird nicht unter zehn Jahren Gefängnis bestraft. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Nanoverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektro-poetischen Systemen.

weitschweifig und wenig wortgewandt auszuführen wusste, hatte Professor Fitzel nicht viel zu sagen, aber das, was er nicht zu sagen hatte, sagte er in blumigen Worten. Sein Kollege, Hochschuldozent Ponsmand, unterschied sich in diesem Punkt nicht wesentlich von Professor Fitzel, allerdings garnierte er seine Rede mit Zitaten, die ihm eine geborgte Bedeutsamkeit verliehen, ein Schatten jener Bedeutsamkeit, welche zu erreichen er ersehnt, aber dennoch nicht realisieren können. Professor Fitzel und Hochschuldozent Ponsmand saßen sich unversöhnlich gegenüber, und ihre Blicke starrten in einer Beharrlichkeit aneinander vorbei, wie die Sitzung sich zähflüssig hinzog, als könnten sie die Situation nicht wahrnehmen und gleichzeitig einen auf sich gehefteten Blick erfassen. Es hätte eine jener üblichen Sitzungen werden können – ein Parlando im Rhythmus der Langeweile und Monotonie –, wenn nicht Professorin Link unvermittelt das Wort ergriffen und die Aufmerksamkeit der Beteiligten von einer Sekunde auf die andere auf sich gezogen hätte. Und als hätten sie geahnt, dass ihre Kollegin am nächsten Tag in ihrem Dienstzimmer tot aufgefunden werden sollte, richteten sich die Blicke von Professor Fitzel und Hochschuldozent Ponsmand auf Professorin Link, nicht ohne dass ein Gestus der Verachtung oder gar des Hasses gepaart mit einer selbstgefälligen Befriedigung in ihren Augen zu lesen war.

Professorin Link war neben Professorin Drezzel die einzige Professorin am Germanischen Seminar, aber nicht diese Tatsache allein räumte ihr eine Sonderstellung ein. Durch eine mehr oder wenige platonische Liebschaft mit dem Dichter Pater Cioran zu Ruhm und Amt gekommen, beanspruchte sie für sich eine Exklusivität im Habitus der schöpferischen Geisteskraft, die dem Genie-Konzept des achtzehnten Jahrhunderts geschuldet war und die im Volksmund gemeinhin mit dem Attribut ‚zerstreut‘ oder auch ‚vertrottelt‘ belegt ist. Auf diese Weise vor Verwaltungsarbeiten und Ämtern geschützt, konnte sie sich der empathischen Lektüre klassischer Werke widmen, und es war selten der Fall, dass sie einer Gremiensitzung beiwohnte, aber wenn dieser seltene Fall eintrat und sie das Wort ergriff, kündigte sich Besonderes, Aufregendes, Unverschämtes, Verletzendes an, kurzum: Bereits das erste Wort, und sei es nur ein refokussierendes ‚so‘ oder ein einleitendes ‚hm‘, war ein sicheres Anzeichen dafür, dass Turbulenzen zu erwarten waren. An jenem Tage nun, an dem

Blicke als eine Chiffre für drohendes Unheil zu lesen waren, sollte sich erweisen, dass die Weisheit ‚Es kann immer noch schlimmer kommen‘, obgleich eine Volksweisheit, auch in akademischen Kreisen ihre Gültigkeit nicht verliert, und dass Turbulenzen sich orkanartig ausweiten können wie einzelne Zeichen sich zu Zeichenkonfigurationen zusammenballen.

„Herr Vorsitzender, liebe Kollegen, ich muss Ihnen sagen, auch wenn es jetzt nicht ganz passt, ich habe als Frau mit einer Studentin gesprochen, es geht darum, dass Herr Fitzel ja als Dekan zur Wahl steht, und ich muss Sie auffordern, den Kollegen Fitzel nicht zu wählen, ich habe dem Präsidenten einen Brief geschrieben, darin steht, was eine Studentin mir im Vertrauen erzählt hat, dass Herr Fitzel Studentinnen, die sich bei ihm zum Examen gemeldet haben, sexuell belästigt hat [Frau Link, ich möchte] und ich habe – unterbrechen Sie mich nicht – den Präsidenten aufgefordert, er soll Herrn Fitzel einen Brief schreiben, dass er von der Wahl zurücktritt [Das ist nicht TOP der Sitzung!], wir haben ja schon öfter gehört, dass es dies bei uns geben soll, Studentinnen werden von Professoren sexuell belästigt, das ist nichts Neues, denken Sie an den Ausspruch des Kollegen Rebgarden, sein universitätsbekanntes Bonmot: ‚Ich bin Professor, ich kann schwängern, wen ich will‘, also ich fordere, dass Herr Fitzel seine Kandidatur zurückzieht!“ Den Blick nach unten gerichtet, lächelte Professorin Link gequält. Es hatte etwas Unschuldiges, das durch das mädchenhafte Äußere noch verstärkt wurde, obwohl sie bereits die sechzig überschritten hatte, und gleichzeitig etwas von verletzter Gerechtigkeit, so als hätte der hegelsche Geist ihr Gesicht imprägniert, die leicht faltige Haut ein Gewebe aus J'accuse und Pathos. „Es ist nicht nur eine Unverschämtheit, solche Anschuldigungen zu erheben, es ist dies überhaupt nicht Gegenstand der Diskussion, und ich beantrage, die Unterstellungen von Professorin Link nicht weiter zu behandeln, sondern zur Tagesordnung überzugehen.“ „Nein, ich denke, es muss doch erlaubt sein, seine Verwunderung darüber zum Ausdruck bringen zu dürfen, dass Sie, Frau Link, nach dem Motto ‚Die Sprache des Rechts ist die Tochter des Misstrauens‘ hier zur Anklägerin sich stilisieren. Wer das Falsche verteidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen.“ „Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muss derb auftreten.“ „Glauben Sie allen Ernstes, dass Sie,

indem Sie derb auftreten, dadurch das Recht auf Ihrer Seite haben oder dass Sie den Anschein erwecken könnten, legitime Interessen von Studentinnen zu vertreten? Treten Sie leise, oder noch besser: Treten Sie gar nicht! Recht haben hängt nicht von einer lauten Stimme ab.“ „Lieber Herr Ponsmand, Sie wissen: Man kann auch recht behalten, ohne es zu haben.“ „Aber das höchste Recht ist oft die höchste Bosheit.“ „Dann müsste doch unsere geschätzte Kollegin absolut im Recht sein!“ „Meine Damen und Herren, bit-te-mä-ßi-gen Sie sich. Ich schlage vor, dass wir diesen Punkt jetzt nicht weiter verfolgen, Herr Professor Cerreto kommt auch gleich. Ich werde mich mit dem Präsidenten ins Benehmen setzen und dann der Institutsversammlung berichten, so dass in Folge entsprechende Beschlussvorlagen erarbeitet werden können. Gestatten Sie mir noch eine persönliche Anmerkung. Ich finde es schon bemerkenswert und bedauerlich, dass in einer Institutsversammlung schwer wiegende Beschuldigungen erhoben werden, ohne dass dies vorher thematisiert worden ist und auf der Tagesordnung steht. Ich meine, hierüber wird noch zu sprechen sein, und wir sollten in einer der nächsten Sitzungen in jedem Falle diese Unart der Verfahrensweise zum Gegenstand der Diskussion machen.“ Es klopfte an der Tür und Professor Cerreto, Begründer der Quantenprosa-textologie, betrat den Raum. „Ich heiße Sie herzlich willkommen! Bitte nehmen Sie Platz.“

Dr. Ponsmand sprang auf und entfloh dem Sitzungsraum, sein Gesicht knallrot und die Mundwinkel nach unten verzogen hastete er den Gang entlang in das Büro seiner Lebensgefährtin, der Leiterin der Videothek, Linda Kreviel, um den jüngsten Skandal mit ihr zu besprechen. Wenig später ging Professor Fitzel gemächlich in Richtung Fahrstuhl mit dem Ziel, in das nächst höher gelegene Stockwerk ohne größere Anstrengung zu gelangen. Mit einem gewissen Aufwand zwängte er sich durch die Tür, und nach erfolgreichem Abschluss dieser Tätigkeit befahl er dem Fahrstuhl per Knopfdruck, ihn nach oben zu befördern, was dem Fahrstuhl allerdings nur mit erheblicher Mühe und eingeschränkter Geschwindigkeit unter Einschluss ächzender Geräusche möglich war. Professor Fitzel konnte durchaus für sich in Anspruch nehmen, Gewichtsidealen des New Age und Neigungen zu einer bulimischen Ästhetik eine gelebte Anti-Ästhetik entgegenzusetzen, wenn dies auch den negativen

Effekt mit sich brachte, dass kaum jemand außer ihm den Fahrstuhl benutzen konnte, wenn er ihn erst einmal betreten hatte. Kein Wunder, dass er von den Studierenden den despektierlichen Spitznamen ‚Fettberg‘ erhalten hatte, in jüngster Zeit des Öfteren in abweichender Orthografie als ‚Phatberg‘ geschrieben und auf Klowänden verewigt. Nachdem er sich aus dem Fahrstuhl geschält und sein Dienstzimmer aufgesucht hatte, stopfte er einige belegte Brötchen in sich hinein, die ihm seine Sekretärin, Frau Geifelt, freundlicherweise und einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Arbeitszeit einnehmend zubereitet und auf den Tisch gestellt hatte, und als er endlich das letzte Teil verspeist hatte, griff er zum Telefonhörer, um ein für die Schreyvogel-Forschung bedeutsames Gespräch zu führen.

### 3 Eine Leiche wird gefunden

Um pünktlich ihren Dienst anzutreten, auch wenn Stempeluhr noch nicht eingeführt waren, bedeutete Dora Väre dem ‚Herrn der Schranke‘, so wurde Herr Frankenberg im Uni-Jargon genannt, sich zu beeilen, ein unnötiger Hinweis unter normalen Bedingungen. Aber Herr Frankenberg hatte es sich zur Aufgabe gemacht, weiblichen Angestellten den Zugang zum Dienstgebäude möglichst zu erschweren, und während er Professoren gegenüber eine unterwürfige Höflichkeit an den Tag legte, sah er es als seine Pflicht an, Mitarbeiterinnen einer besonderen Prüfung zu unterziehen und Fremden den Zugang mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu verwehren. ‚Man muss nicht alles für richtig, man muss es nur für notwendig halten‘ war seine Devise, und was kümmerte es ihn, wenn Frau Väre die Raumplanung bis elf Uhr abzuschließen hatte. Hätte sie doch früher gearbeitet oder nicht mit den Kolleginnen so viel Kaffee getrunken! Er saß in seinem Kabuff, täglich die Schranke vor Augen, und sie trank den halben Tag Kaffee, stolzierte an ihm vorbei und grüßte ihn auch noch hochmütig. „Mensch, Frankenberg, nun lassen Sie mal die Schranke hoch, ich muss ins Büro!“ Dora Väre trommelte auf das Lenkrad. „Zeigen Sie mir zuerst Ihren Dienstausweis.“ „Wenn Sie nicht sofort die Schranke hochlassen, liegt eine Beschwerde beim Dekan.“ Ein kurzes Klicken

deutete an, dass die Schranke nun bereit war, die Position der Horizontalen gnädig zu verlassen. „Dieser Frankenstein ist zwar keine Leuchte, aber dennoch so nervend, dass er sofort aus dem Dienst gejagt werden müsste“, dachte Frau Väre und trat aufs Gaspedal.

Die Garage befand sich im Kellergeschoss jenes vierzehnstöckigen Gebäudes, in dem die Geisteswissenschaften beheimatet waren, und ob seines Exterieurs, eine Erbschaft der modernen Architektur der sechziger Jahre, wurde das Haus von Anbeginn an als ‚Rostlaube‘ bezeichnet, wenn auch böse Zungen behaupteten, dass dieser Begriff erst mit Berufung der 68er Generation als Zuschreibung einer geistigen und moralischen Verfasstheit entstanden sei, vorausahnend, dass sich das Morgenrot des studentischen Protestes in ein Rostbraun der professoralen Gremiendemokratie wandeln sollte. Im fünften Stock der Rostlaube tummelten sich die Germanisten, während im Unterbau, im Erdgeschoss, die Philosophen residierten, und auf die Sandwich-Etagen verteilten sich die fremdsprachigen Philologien. An diesem Morgen nahm Dora Väre den Fahrstuhl und katapultierte sich direkt in die fünfte Etage, normalerweise jedoch ging sie zu Fuß, nicht allein um ihre Kondition zu verbessern, sondern um einen Blick in diesen oder jenen Flur zu werfen, eine Kollegin kurz zu begrüßen, vielleicht Dr. Zwene die Gänge entlang schlurfen zu sehen oder einfach die neuesten Aushänge der einzelnen Institute zur Kenntnis zu nehmen. Wie nicht anders zu erwarten, traf sie Dr. Zwene, der auf ihr freundliches ‚Guten Morgen!‘ etwas Unverständliches in sich hinein brubbelte, das man beim besten Willen nicht als einen Gegengruß hätte entziffern können, und eine Fahne aus Zigarettenrauch hinter sich lassend schlappte er langsam weiter.

Kurz nach acht Uhr betrat sie ihr Büro. Es lag am Ende des linken Seitenganges und war für Außenstehende nicht leicht zu finden. Dies war durchaus ein Vorteil, denn gegenüber der starken Frequentierung der im Hauptgang befindlichen Büros gewährte ihr die abseitige Lage jene Ruhe, die sie brauchte, um den Server zu betreuen. Ihre erste Amtshandlung war das Hochfahren des Computers, um die eingegangenen Mails abzuchecken, ihre zweite das Löschen der Junk-Mails. Obwohl ihr Routinen eigentlich zuwider waren, zwang sie der Job als Systemadministratorin zu strukturiertem und formelhaftem

Handeln. Gelegentlich beneidete sie die ‚Kollegen Literaturwissenschaftler‘ für ihre Freiheit, sich assoziativ und einführend Texten nähern zu dürfen, doch meistens störte sie die Beliebigkeit der Interpretationen und das Fehlen eines wissenschaftlichen Fundaments. Dora Väre blinzelte auf den Monitor. „Ein Flachbildschirm wäre auch nicht schlecht! Möchte mal wissen, warum die Link ihre Raumwünsche nicht geschickt hat. Immer dasselbe, es ist zum Haareraufen.“ Genervt machte sie sich auf den Weg zum Büro von Frau Professor Link, das am anderen Ende des Ganges gelegen war. „Was nicht über das Netz läuft, läuft über die Beine. – Guten Morgen, Herr Dekan.“ „Morgen, Frau Väre, schon so früh in Aktion?“ „Frau Link hat leider ihre Raumwünsche nicht gemailt, ich frage mal nach.“ „Das ist sehr nett von Ihnen, aber wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt nichts angekommen ist, sollten Sie eigenständig die Räume zuweisen, und wenn das Ärger geben sollte, meinen Segen haben Sie.“ „Danke, ich schau trotzdem noch mal vorbei.“ „Wir sehen uns, Frau Väre.“ „Ja, bis dann.“ „Eigentlich ein ganz netter Typ, wenn er nicht allzu formalistisch wäre und andere oftmals von oben herab behandelte“, dachte Dora Väre und machte sich weiter auf den Weg. An der Zimmertür von Hochschuldozent Ponsmand hing ein auf A3 vergrößertes Werbeplakat, auf dem der Band angekündigt wurde, den Ponsmand kürzlich mit herausgegeben und in dem er selbst einen Beitrag mit dem Titel ‚Wahrnehmungsperspektiven und die Ästhetik der Erfahrung in der dörflichen Topologie‘ – mit Textmarker rot hervorgehoben – verfasst hatte. Dora Väre konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Denn die ungezügeltere Geltungssucht Ponsmands schlug immer wieder Purzelbäume, und Dora Väre erinnerte sich der letzten Fakultätssitzung, auf der er aufschäumend vorgetragen hatte, dass und warum er nicht in die Berufungskommission ‚W3 Literaturtheorie‘ gewählt worden war, obwohl er doch, so Ponsmand, in den letzten Jahren ein Buch zur Ästhetik der Erfahrung herausgegeben habe und er im Herbst dieses Jahres zusammen mit dem DFG-Gutachter Professor Benjamin in Riad eine Tagung zum Thema ‚Ästhetik des dörflichen Wandels in der städtischen Moderne‘ moderieren werde.

Hochschuldozent Ponsmand und Professor Fitzel waren die Antipoden in der literaturwissenschaftlichen Abteilung I. Ponsmand, ehemals Assistent von Professor Fitzel und dann in der Euphorie der 70er Jahre übergeleitet auf eine

verbeamtete Stelle, hatte ‚seinem Chef‘, eine in Ponsmands Augen undemokratische Bezeichnung, nie verziehen, dass dieser bei seinen Kollegen nicht antichambriert hatte, wenn er sich auf eine Stelle beworben hatte  $\dagger$ erfolglos $\dagger$ . Zudem kursierte im Institut ein von Professor Fitzel verfasstes Psychogramm, in welchem Ponsmand als ‚Hassmaschine‘ charakterisiert wurde, als ein Generator der Destruktion, der vernichtende Wahnvorstellungen ebenso produzierte wie fieberhafte Egomanien. Angefangen, so hatte ihr der Geschäftsführende Direktor einmal anvertraut, habe dieser Konflikt jedoch, als Professor Fitzel noch eine enge Beziehung zu Professorin Link gehabt hatte und sein Assistent auf einer von ihnen gemeinsam veranstalteten Tagung coram publico mit Professorin Link verschwunden war, aus dem Arkanum ins nächste Hotelzimmer, so zumindest ging das Gerücht. Dennoch waren Professor Fitzel und Ponsmand sich einig, wenn Allianzen gegen Professorin Link geschmiedet wurden, nicht zuletzt deshalb, war sie doch die Vorsitzende der literaturwissenschaftlichen Abteilung II. Die Aufteilung der Literaturwissenschaften in zwei Abteilungen war nicht sachlich begründet, sondern Resultat persönlicher Verwerfungen, die einerseits aus der Ponsmand-Link-Affäre herrührten, andererseits Ausdruck geschlechtsspezifischer Grabenkämpfe waren. Obwohl zwei Evaluationskommissionen diese Trennung scharf kritisiert und als rückgängig zu machen empfohlen hatten, konnten die Beteiligten sich nicht zu einer integrierten Lösung durchringen, zu nachhaltig waren die persönlichen Beziehungen gestört.

„Merkwürdig“, schoss es Dora Väre durch den Kopf, „normalerweise sind die Türen doch verschlossen, oder ob die Putzfrauen vergessen haben abzuschließen?“ Leise klopfte sie an die angelehnte Tür, so behutsam, dass Professorin Link nicht hätte aus ihren kontemplativen Betrachtungen aufschrecken können. Als wäre das Klopfen nicht ein Anzeichen dafür, dass jemand eintreten wolle und einen entsprechenden kommunikativen Sprechakt erwarte, blieb es stumm. Dora Väre klopfte noch einmal und öffnete vorsichtig die Tür. Das, was sich als grässliches Bild darbot, trieb ihr den kalten Schweiß auf die Stirn und Übelkeit durchflutete ihren Körper, und als wäre dieser durch das Grauen verursachte Schock nicht genug, sollte das Ereignis sie nachhaltig traumatisieren. Als Computerlinguistin und Semiotikerin war Dora Väre in Fleisch

und Blut übergegangen, dass die Realität nie das ist, was sie in einem gegebenen Augenblick zu sein scheint. Und dennoch konnte dies rationalisierte Grundmuster nicht verhindern, dass die Wahrnehmung des Gesehenen unmittelbar, unter Ausschaltung aller zeichentheoretischen Filter in ihr Bewusstsein und Unterbewusstsein drang.

#### 4 Die Untersuchung beginnt

Kommissar Frege und sein Assistent, Oberinspektor Kripke, betraten die Rostlaube exakt um 9:23 Uhr, eine gute halbe Stunde, nachdem er von Kripke in seiner Wohnung abgeholt und über den neuen Fall instruiert worden war. „Wir suchen das Zimmer JK 5180, können Sie uns hinführen?“, fragte Frege höflich, wenn auch mit dringlichem Tonfall, und er war gerade im Begriff seinen Dienstausweis aus der Tasche zu ziehen, als es hinter der Glasscheibe losbellte: „Sind Sie angemeldet oder was wollen Sie hier?“ Mit dem Ausdruck von Verärgerung knallte Frege seinen Dienstausweis an die Scheibe, fixierte den hinter der Scheibe postierten Mann, der sich durch ein blassblaues Schild an der linken Brust als ‚Herr Frankenberg‘ auswies, und bellte zurück: „Herr Frankenberg, nun zeigen Sie uns mal das Dienstzimmer von Frau Professor Link.“ „Ich weiß Bescheid, wirklich schlimm“, erwiderte Frankenberg mit kläglich devoter Stimme, „kommen Sie mit, der Fahrstuhl ist da hinten“, und mit diesen Worten verließ er seinen Verschlag, um sich Kommissar Frege und Oberinspektor Kripke als Führer anzudienen. „Wissen Sie, man hört ja ne ganze Menge, wenn man tagaus, tagein unten Wache schiebt.“ Wissend schaute er in die Runde.

Die Fahrstuhltür öffnete sich mit einem leichten Schleifgeräusch. Im Innern des Fahrstuhls breitete sich eine Symbollandschaft aus, und Kripke betrachtete interessiert die kleinen Zeichnungen und Sprüche, die mit Kuli, Füller oder Filzstift an die Wände geschrieben waren. „Wirklich ne Sauerei“, murmelte Frankenberg, dem nicht entgangen war, dass Kripke ein auffälliges Interesse an den Graffiti bekundete. „Ach, wissen Sie“, entgegnete Kripke, und sein Blick wanderte von Frankenberg zu Frege, und ein vertrauter Beobachter hätte

Kripkes Blick als den Ausdruck eines gemeinsam geteilten Wissens lesen können, „es mag sich um pubertäre Schmierereien handeln, aber oftmals tritt die Ordnung der Zeichen an die Stelle der Ordnung der Sachverhalte. Alte Polizeierkenntnis.“ Er holte einen karierten Zettel aus der Hosentasche und begann, sich einzelne Graffiti zu notieren. „Chef, gehen Sie schon mal vor, hier sind einige Sätze, die sich vermutlich auf das Opfer beziehen. Hören Sie mal: ‚LINK ist ein homologischer Ausdruck!‘, ‚Wer bei Link studiert, ist gelinkt‘ oder ‚link, linkisch, linker, am linkischsten!‘.“ Frege nickte, eher in Gedanken versunken als in Richtung Kripke, und ohne ein weiteres Wort verließ er den Fahrstuhl. Frankenberg trottete hinterdrein. Nach wenigen Schritten räusperte er sich, hustete und sagte schließlich: „Herr Kommissar, das Dienstzimmer von Frau Professor Link ist da hinten“, und er zeigte in den Gang hinein, „der zweite Seitengang links, und dann den ersten rechts. Möchte eigentlich nicht mitkommen, denn –“ „Ist schon gut, ich finde mich zurecht, aber halten Sie sich zu unserer Verfügung.“

Kommissar Frege folgte der Wegbeschreibung und sah schon von weitem die Absperrung. Seit einiger Zeit war man dazu übergegangen, durch speziell reflektierende rot-weiße Plastikbanderolen mit der Aufschrift ‚Polizei‘ die Absperrungsgrenzen zu markieren. Zügig ging er weiter. „Morgen, Doktor, kann ich rein kommen?“ „Morgen, sieht übel aus, vergessen Sie nicht die Überzieher, sonst haben Sie nachher rote Schuhe.“ „Ist schon o.k., Doc. Morgen, Karnap, schon was Interessantes gefunden?“ „Gefunden nicht, aber interessant ist es schon, kommen Sie mal rein.“ Frege betrat den Raum, der vielleicht eine Größe von achtundzwanzig Quadratmetern maß und dessen mit Büchern vollgestellte Regale den spontanen Eindruck von Wohnlichkeit, ja Behaglichkeit vermittelten. Seitlich des nahe an der rechten Wand befindlichen Schreibtischs dehnte sich eine größere Blutlache aus, in der ein cirka vierzig Zentimeter langes Buschmesser langsam eintrocknete. Mit professionellem Blick erfasste Frege den besonderen Messerschäft: ein geschnitzter Schlangenkopf mit einem Krokodilmaul. Aus der Ausdehnungsrichtung der Blutlache ließ sich schließen, dass das Opfer hinter dem Schreibtisch liegen musste. Frege ging seitlich um die Blutlache herum. Es bot sich ihm ein entsetzliches wie gleichermaßen merkwürdiges Bild. Kopf und Extremitäten der offensichtlich er-

mordeten Person waren abgetrennt und zu einem neuen Körperbild zusammengelegt worden. Im Zentrum dieses Arrangements stand der Rumpf, dessen kopfabgetrennte Seite nach rechts ausgerichtet war. Der Rumpf wies Einstiche auf, die auf größere innere Verletzungen schließen ließen. Unterhalb des Rumpfes waren die Beine so angeordnet, dass sie eine Horizontale bildeten, wobei die Beine gegensinnig lagen, so dass die Füße rechts und links nach oben zeigten. Der Kopf befand sich an der oberen Längsseite des Rumpfes, ungefähr in der Position ein Drittel von der beinabgetrennten Querseite entfernt, und berührte den Rumpf, allerdings nicht in vollem Flächenkontakt, da er um ungefähr fünfundzwanzig Grad nach rechts geneigt war. Die Arme lagen auf dem Rumpf, die Hände nach unten weisend, und zwar so, dass der Rumpf in nahezu drei gleichmäßige Vierecke aufgeteilt schien. Frege war ein wenig überrascht, als er feststellte, dass selbst in diesem Falle ihn die Logik des Verbrechens mehr bewegte als seine Grausamkeit, wohl weil auch dieses Verbrechen zu jenen Geschehnissen gehören musste, in denen die Kausalität befriedigend funktioniert. Und waren es nicht immer wieder die einem Verbrechen zugrunde liegenden Denkaufgaben, die ihm einen gewissen Genuss an seinem Beruf verschafften?

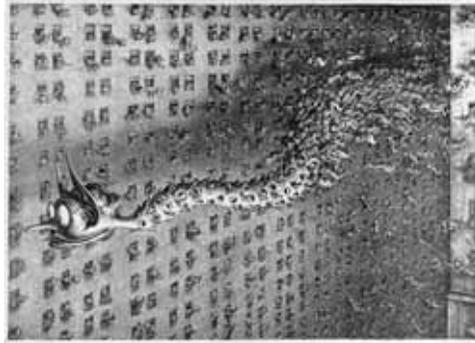
„Karnap, haben Sie eine Idee, was das soll?“, und er zeigte auf die Leiche. „Keine Ahnung, jedenfalls scheint jemand sich wirklich Mühe gemacht zu haben, die Teile so und nicht anders anzuordnen. Diese Ausführungsvariante stellt mich doch vor ein Rätsel. Aber ein Rätsel setzt bekanntlich eine Lösung voraus, so wie ein Täter früher am Tatort ist als der Spurensicherer.“ „Es sei denn, es handelt sich um dieselbe Person“, kommentierte Kripke, der mittlerweile seine Graffiti-Sammlung abgeschlossen und das Zimmer betreten hatte. „Stimmt nur bedingt“, warf Frege ein, „denn der Spurensicherer ist nicht als Täter und der Täter nicht als Spurensicherer am Tatort. Sagen Sie mal, Doc, rühren die Einstiche von dem Buschmesser her und wie viel Einstiche genau liegen vor?“ „Ich denke, das ist so“, antwortete Doktor Savigny, „Einstichgröße passt, sagen wir: Wahrscheinlichkeit achtzig Prozent. Sechs Einstiche, kein gezielter Todesstoß, würde ich sagen, eher im Affekt, direkt frontal. Interessant sind auch die Amputationen. Kein Profi, aber solide Amateurarbeit. Kopf oberhalb des Kehlkopfes glatt abgetrennt, die Gliedmaßen ohne größere Be-

schädigung der Knochen aus den Pfannen entkernt. Also ein Huhn oder eine Ente hat der Täter schon mal zerlegt. Das Buschmesser könnte zu den Amputationsschnitten auch passen.“ „Todeszeitpunkt?“ „Gestern zwischen sechzehn und zwanzig Uhr, Genaueres später.“ „Karnap, irgendwelche Fingerabdrücke?“ „Ja, wimmelt nur so davon, das wird uns nicht sofort weiterhelfen.“ „Na gut, macht weiter, morgen Punkt acht Uhr Dienstbesprechung. Bernd, kommen Sie, wir versuchen mal über das Opfer etwas mehr herauszubekommen.“ „Ich meine, Sie befragen am besten zuerst die Frau, die die Leiche gefunden hat, und ich hake bei dem Pförtner nach, ‚was er so gehört hat‘“, schlug Kripke vor, und Frege nickte zustimmend. Sie gingen in den dem Tatort gegenüber liegenden Raum, in dem Dora Väre von einer Krankenschwester betreut wurde. „Lassen Sie uns doch bitte einen Augenblick allein, Schwester.“ Dora Väre schaute hoch und starrte Frege fragend an, sie machte einen sichtlich verstörten Eindruck, dennoch lag in ihrem Blick eine glasklare Intelligenz und Rationalität.

„Guten Tag, Frau Väre, ich bin Kommissar Frege, das ist Oberinspektor Kripke. Wir wissen, dies alles ist ein Schock für Sie, aber dennoch kommen wir nicht umhin, Ihnen einige Fragen zu stellen. Meinen Sie, dass Sie dazu in der Lage sind?“ „Ich denke schon“, entgegnete Dora Väre, „darf ich rauchen?“ „Bitte.“ „Eigentlich ist ja das Rauchen in den Dienstzimmern verboten.“ Die beiden Männer schauten sich kurz an. „Ich gehe dann mal nach unten, wir sehen uns.“ Kripke eilte aus dem Zimmer, und Frege wandte sich an Dora Väre. „Frau Väre, als Sie das Zimmer betraten, ist Ihnen da etwas Besonderes aufgefallen?“ „Merkwürdig war, dass die Tür nur angelehnt war. Normalerweise sind die Türen bei uns immer geschlossen, und Frau Professor Link legte besonderen Wert darauf.“ „Hm“, blendete Frege kurz ein. „Als ich Frau Link da liegen sah – furchtbar, ich kriege das Bild einfach nicht aus den Augen. Aber hinter diesem Bild muss sich etwas verbergen, es hat irgendeine Bedeutung.“ „Ja, das glaube ich auch, haben Sie eine Idee?“ „Nicht konkret, man muss das Bild abstrakt sehen und seine formale Struktur bestimmen.“ „Die Anordnung der Teile und ihre Beziehungen zueinander“, kommentierte Frege mehr für sich als an Dora Väre gewandt. „Ja, die geometrische Struktur. Vielleicht gibt das dann einen Hinweis auf eine Bedeutung. Noch etwas sollten Sie

wissen: In der Institutsversammlung gestern beschuldigte Professorin Link Professor Fitzel, Studentinnen sexuell belästigt zu haben, dies habe sie auch dem Präsidenten mitgeteilt. Das ist schon brisant genug, zudem kandidiert Professor Fitzel als Dekan, sie forderte, dass er von der Wahl zurücktrete.“ Frege notierte sich die Informationen auf seinem neuen PDA. „Und noch etwas. Das Buschmesser könnte Professor Botho gehören.“ „Professor Botho?“ „Professor Botho ist Hermeneutologe und arbeitet schwerpunktmäßig in dem Bereich der interkulturellen Kommunikation. Er hat eine Partnerschaft mit der Universität Yukatan und gute Kontakte dorthin, er besucht auch regelmäßig die Kollegen dort. Sein Zimmer ist voll mit Gegenständen aus Mexiko, ich meine mich auch an ein solches Messer zu erinnern.“ Kommissar Frege machte eine Pause. „Wir werden dies prüfen“, sagte er nachdenklich, „das hilft uns wirklich weiter, gibt es noch Weiteres, das Ihnen wichtig erscheint?“ Sie zögerte einen kleinen Augenblick. „Im Moment nicht.“ „Dann danke ich Ihnen, Frau Väre, hier meine Karte, falls Ihnen doch etwas einfallen sollte.“ Kommissar Frege verließ das Zimmer, nickte der wartenden Krankenschwester freundlich zu, bevor er sein Handy aus der Jackentasche holte und Kripke anrief. Ob der Pförtner noch etwas Interessantes habe mitteilen können, wollte er wissen, doch Kripke hatte wenig Neuigkeiten zu berichten. Bis auf die Tatsache, dass offensichtlich ein hartnäckiges Gerücht kursierte, die Professorin habe ein langjähriges Verhältnis mit ihrer Assistentin Dr. Läufer vor nicht langer Zeit abrupt beendet, gab es keinen Hinweis, den zu verfolgen es lohnend schien. „Wir sollten das im Auge behalten, Bernd“, sagte Frege. „Ich schlage vor, Sie befragen die Institutssekretärin, wer wann gestern im Hause gewesen ist, und sie solle allen Mitarbeitern sagen, sie mögen sich morgen zur Verfügung halten. Na ja, und dann die üblichen Routinefragen. Ich versuche den Dekan zu erreichen. – Ja, morgen früh Dienstbesprechung. – O.k., bis dann.“

Das Dekanat befand sich in der dritten Etage im Seitengang. Ein Nachdruck des Bildes ‚Das Gerücht‘ von Paul Weber hing neben einem Schwarzen Brett, und Frege überlegte sich, ob diese ‚beste Allegorie seit Leonardo da Vinci‘ als ein ironischer Kommentar zu den Aushängen gemeint war.



Frege klopfte leicht, noch in Gedanken versunken an die Tür, auf der ‚Professor Gabelenz – Dekan‘ stand, spitzte die Ohren in Erwartung einer Antwort und betrat das Zimmer, nachdem eine zarte Frauenstimme ihn freundlich dazu aufgefordert hatte. Hinter dem Schreibtisch saß eine zierliche Person, die sich als Frau Engelsen, Dekanatssekretärin, vorstellte und Frege die Hand reichte, nachdem er sie begrüßt und seinen Dienstaussweis präsentiert hatte. Die Ordnung in den Regalen und auf den Schreibtischen war augenfällig vor dem Hintergrund der Eindrücke, die Frege bisher gewonnen hatte, und machte preußischen Dienststuben alle Ehre. Neugierig, ein wenig unverhohlen schaute er sich um. „Frau Engelsen, ich würde gern den Dekan sprechen.“ „Da muss ich Sie leider enttäuschen“, entgegnete Frau Engelsen mit professioneller Freundlichkeit, „der Herr Dekan hat einen Termin beim Präsidenten wegen des tragischen Ereignisses und wird erst am späten Nachmittag wieder zurück sein. Kann ich Ihnen weiterhelfen?“ „Vielleicht“, antwortete Frege, „dennoch muss ich Professor Gabelenz dringend sprechen, er möchte doch morgen bitte erreichbar sein.“ „Ich sage ihm Bescheid.“ „Frau Engelsen, bei Ihnen laufen doch viele Informationen zusammen – mir wurde berichtet, Frau Professor Link habe eine engere Beziehung zu ihrer Assistentin gehabt und diese kürzlich beendet, wissen Sie Näheres darüber?“ „Genauer kann ich Ihnen natürlich dazu nicht sagen“, erwiderte Frau Engelsen und errötete leicht, „doch es ist allgemein bekannt, dass Frau Professor Link und Dr. Läufer seit Jahren ein Paar waren, seitdem Frau Läufer Assistentin bei Frau Link geworden war, zuvor war Frau Läufer, noch als Doktorandin, mit Frau Professor Drezzel liiert, und es soll

damals am Seminar ziemlich geknallt haben.“ „In welchem Jahr war das?“ Das muss 1999 gewesen sein.“ „Und warum ging die Beziehung Link–Läufer auseinander?“ „Es heißt, Frau Professor Link habe eine neue Liebe, eine Studentin aus ihrem Examenskolloquium, sie soll auch SHK bei ihr sein.“ „SHK?“ „Studentische Hilfskraft.“ „Ah ja“, quittierte Frege seine Wissenslücke. „Aber das Verhältnis zwischen Frau Link und Frau Läufer war schon länger gespannt. In Fachbereichsratssitzungen klagte Frau Dr. Läufer immer wieder – sie vertritt dort den Mittelbau –, dass die Mitarbeiterinnen von ihren Professorinnen nicht genügend betreut und unterstützt würden. Jeder im Rat wusste eine solche Äußerung, sie betonte dabei besonders die Femininendung, als Seitenhieb auf Frau Professorin Link zu deuten.“ Aus Freges Innentasche erklingelte die ‚Ballade vom Nein und Ja‘. „Entschuldigen Sie, ja Bernd, was gibt es? – Ich komme gleich, 1. Stock, o.k., bis dann.“ Frau Engelsen schaute ihn fragend an. „Viel mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, Herr Kommissar, der Dekan wird Ihnen sicherlich weiterhelfen können.“ „Vergessen Sie bitte nicht, ihm mitzuteilen, dass ich ihn morgen sprechen möchte. Ich danke Ihnen.“ „Noch eines: Es liegt eine schriftliche Beschwerde eines Studenten vor, der sich von Frau Professor Link benachteiligt sieht, da sie ihn nicht ordnungsgemäß geprüft habe, ich habe dies der Studiendekanin gegeben.“ „Können Sie mir bitte eine Kopie machen?“ „Kein Problem!“ „Wie heißt die Studiendekanin?“ „Frau Professor Bucko, sie ist Anglistin.“

Nachdem Frege die Kopie erhalten hatte, verabschiedete er sich und ging in das Studentencafé, das einen netten, wenn auch leicht angestaubten Eindruck auf ihn machte, und Frege erinnerte sich ein wenig wehmütig seiner Studienzeit. Kripke saß bereits am Tisch und trank einen schwarzen Tee. Frege holte sich einen Latte machiato und berichtete Kripke die Neuigkeiten. „Hat das Gespräch mit dem Pförtner noch etwas ergeben?“, wollte er schließlich wissen, doch Kripke verneinte kurz und verstummte. „Bernd!“, forderte Frege seinen Mitarbeiter auf, denn er sah in dessen Gesichtsausdruck und Körperhaltung, dass Kripke etwas meinte, von dem er nicht sicher war, es auch sagen zu sollen, „was liegt Ihnen auf der Zunge?“ Kripke ruckelte sich zurecht, bevor er seinen Chef ansprach. „Die Graffiti im Fahrstuhl ... Die Ermordete scheint nicht nur beliebt gewesen zu sein, um es euphemistisch zu formulieren, und

eine ziemlich rücksichtslose Person zudem. Vermutlich knacken wir den Fall, wenn wir ihre Beziehungsmuster analysieren. Aber mein eigentlicher Punkt ist ein anderer, er hängt aber möglicherweise damit zusammen. „Ja?“ „Ein Graffito lautet: ‚Link, c1 f4, matt!‘, und ich habe ihn zunächst rein aktivisch gelesen. Link stünde demnach für die Dame im Schachspiel, die von c1 nach f4 zieht und die, wen auch immer, mattsetzt, also besiegt, im übertragenen Sinne tötet. Es könnte aber noch eine andere Interpretation geben, nämlich eine passivische Lesart: Link wird mattgesetzt, und zwar von der Figur, die neben der Dame von c1 nach f4 ziehen kann, und das ist der Läufer. Wenn hier ein Spiel mit Homophonen vorliegt, dann könnte der Satz gelesen werden als ‚Link wird vom bzw. von Läufer mattgesetzt‘, was voraussetzt, dass der Schreiber, vermutlich ein Student oder eine Studentin, Grund zu der Annahme beziehungsweise ein Wissen darüber hat, Dr. Läufer könnte Professor Link mattgesetzt haben oder haben mattsetzen wollen. Man sollte prüfen, ob der Graffito vor oder nach der Tatzeit geschrieben wurde, ich weiß nicht, ob eine solche Bestimmung möglich ist, in jedem Falle käme unter der Annahme der passivischen Lesart eine konkrete Person ins Spiel, die zu ermitteln wäre. Vielleicht weiß sie mehr, vielleicht ist das aber alles auch überinterpretiert.“ „Wir sollten jeder möglichen Spur nachgehen. Insbesondere, da Dr. Läufer wegen einer Studentin von Frau Professor Link verlassen wurde.“

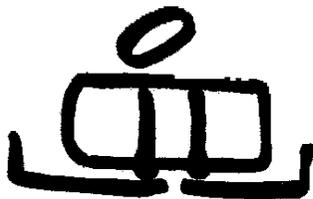
## 5 Der Gruß des Quetzalcóatl

Immer dann, wenn ein neuer Fall auf der Tagesordnung stand, kam Frege lange vor Dienstbeginn ins Kommissariat Lichtenfelde Süd. Wie jeden Morgen begann er auch diesen Tag mit einem Espresso und der Lektüre der Tageszeitungen. ‚Mord in der Rostlaube‘, titelte die HZ, die Blitz•Bild hatte wie immer einen reißerischen Aufmacher: ‚Monstermord im Professorenzimmer‘. Interessiert und amüsiert las Frege weiter. ‚Auf grausame Weise zerstückelt‘, hieß es, ‚der Täter – ein Wahnsinniger? Die beliebte Professorin Else Link (63), Literaturwissenschaftlerin an der Goethe Universität Berlin, wurde gestern brutal hingerichtet. Der Körper zerstückelt und in Plastiktüten verpackt. Dr. Ignar

Melfel (62), Kollege und Freund: „Ein entsetzliches Verbrechen, ich kann das nicht verstehen. Wer tut jemandem so etwas an? Wir sind alle betroffen und ratlos.“ Die Studentin Hanna Haarmann (21): „Sie war so beliebt! Und wer wird die nächste sein?“ Die Polizei geht von einem Triebtäter aus. „Der Mörder wird weitermachen!“, kommentiert ein Mitglied der Sonderkommission. Blitz•Bild fragt: ‚Wer schützt unsere Studentinnen?‘. Frege schaute auf das Foto, welches ein diffuses Szenario aus Plastiktüten und angeblicher Polizeiarbeit zeigte und in dem rechts oben ein Porträtfoto des Opfers einmontiert war. Sein Blick wanderte von der Zeitung hinüber zu den an der Wand angepinnten Fotos des Tatorts. Frege sah sich die Fotos genau an und er würde dies noch öfter tun, um sich jedes Detail einzuprägen und später abrufen zu können. Die Lage des Opfers, die Stichverletzungen, das Körperbild, die Tatwaffe. Ja, die Tatwaffe, dachte Frege. Selbst das vergrößerte Bild des Messers drückte nicht jene Gewalttätigkeit aus, die dem Original zu eigen war. Er sah vor sich das Messer in Bewegung, wie es sich durch das Gestrüpp seinen Weg bahnte, Äste schneidend und Blätter reißend, armdicke Bäume spaltend und in Sträucher stehend. Das Messer war dazu geschaffen, zu zerteilen, zu verstümmeln. Und dann der Griff: eine kunstvolle Schnitzerei des ‚gefiederten Schlangengottes‘ Quetzalcóatl. Er schaute auf das Infoblatt, das Karnap aus dem Völkerkunde-Museum besorgt hatte, das Foto zeigte ein Bild einer Freske von einem Tempel in Teotihuacán:



„Im aztekischen Pantheon stand Quetzalcóatl, der Gott des Tages, Schöpfer des Mais, der religiösen Zeremonien und Schutzpatron der Priester, dem destruktiven, nächtlichen Tezcatlipoca, Patron der Krieger, gegenüber“, las Frege zum wiederholten Male. Kein gewalttätiger Gott also, sondern ein Schöpfergott, der in ganz Mesoamerika verehrt wurde. „Bei den Azteken“, so wurde weiter ausgeführt, „gehörte er zu den wichtigsten Göttern. Er wurde entweder als Mensch oder als gefiederte Schlange mit Krokodilrachen dargestellt. Für die Azteken war diese Gestalt das Symbol für den Himmel. Das Wesen war für die Schöpfung der Erde verantwortlich. Gemeinsam mit dem als Jaguar dargestellten Gott Tezcatlipoca war Quetzalcóatl der Stellvertreter des altmexikanischen Hochgottes. Die zwei haben die riesige Urkröte vom Himmel geholt und daraus Berge, Täler, Pflanzen und Tiere geschaffen. Quetzalcóatl hat die Menschen dann aus dem Mehl eines zerriebenen Edelsteinknochens und dem Blut eines Penis geknetet. Er verkörperte die positive Seite des Hochgottes. Unter anderem galt er als Gott des Windes, des Wassers und der Fruchtbarkeit.“ Frege fragte sich, ob es einen symbolischen Zusammenhang zwischen dem Mythos und der Tat gab, aber er konnte beim besten Willen keinen erkennen. Verbarg sich die Wahrheit im Rätsel, im Mythos, oder verdeckten die Zeichen die Wahrheit, indem sie ihm einen Irrtum offenbarten? Frege verharnte einen Augenblick unschlüssig, ehe er sich den zerteilten und neu konfigurierten Körper vergegenwärtigte: ein Bildzeichen, ein Hinweis auf die Tat, das Motiv, den Täter? Frege nahm seinen PDA und zeichnet das Bild des Opfers in seiner Grundstruktur nach.



„Einem Kunstexperten zeigen“, notierte sich Frege, setzte sich an den Schreibtisch und reflektierte die vorliegenden Erkenntnisse.

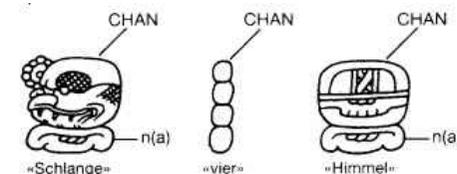
Pünktlich um acht waren alle bis auf Dr. Savigny zur Besprechung eingetroffen. Frege resümierte die Fakten. „Bernd, Sie werden nachher Professor Botho befragen, ich selbst den Dekan. Wir sollten versuchen zu klären, ob das Opferbild eine Bedeutung hat. Und Bernd: Klären Sie doch, wer am Montag im Institut war.“ „Mensch, Chef, es gehören doch nicht alle zur Handlungskonstellation. All diese Leute zu befragen, wäre nur ermüdend und würde diese Untersuchung nicht voranbringen.“ „Und finden Sie als Erstes heraus, wie die studentische Freundin von Professor Link heißt.“ „Schon erledigt, ihr Name ist Britta Bischoff, ich habe sie vorgeladen, sie kommt heute um 14:00 Uhr in die Uni.“ „Gut! Karnap, wie genau kann man an der Trocknungszeit bestimmen, wann ein Graffito mit Tinte, Filzstift oder Kugelschreiber geschrieben wurde?“ „Hängt von verschiedenen Faktoren ab, aber bestenfalls größer/gleich ein halber Tag.“ Es klopfte an der Tür und Dr. Savigny stürmte herein. „Tut mir leid die Verspätung, die erste Leichenschau war nicht einfach. Aber interessant. Wie schon gesagt: sechs Einstiche. Davon drei tödlich. Allerdings erfolgten die Einstiche deutlich früher als die Amputationen. Die Schnittwunden sind ungefähr drei bis vier Stunden nach den Stichverletzungen beigebracht worden. Also cirka zwischen zwanzig- und zweiundzwanzig Uhr. Entweder ein Täter und zwei Tathandlungen oder zwei Täter, beides ist möglich.“ Karnap schüttelte den Kopf. „Und wie willst du das erklären?“ „Ich will es nicht erklären, ich nenne nur Alternativen“, entgegnete Savigny. „Sehr gut, Eike“, sagte Frege, „wir sollten das für uns behalten und die Untersuchung auf das Umfeld von Frau Professor Link konzentrieren. Also an die Arbeit, wir sehen uns alle wieder morgen um acht.“

## 6 Das Alibi des Zwergs

KL 5421, das Dienstzimmer von Professor Botho. Kripke atmete auf, als er den Raum endlich gefunden hatte, und klopfte an die Tür. „Herein!“, schnarrte es von innen und Kripke betrat den Raum, doch dieser schien leer. Da tauchte ein winziges Männlein neben dem Schreibtisch auf, forderte ihn auf, Platz zu nehmen, und fragte, was er denn wolle. Kripke blickte angestrengt in Richtung

des Zwerges, und schon hüpfte dieser an dem Schreibtischstuhl in die Höhe. Er kam richtig darauf zu sitzen und wandte Kripke die eisblauen Augen zu. „Was kann ich für Sie tun, mein Herr?“ „Kripke ist mein Name, Oberinspektor Kripke“, antwortete Kripke freundlich, wenn auch etwas verlegen. „Herr Professor Botho, ich muss Ihnen einige Fragen stellen, es geht um die Ermordung Ihrer Kollegin Frau Professor Link.“ Forschend sah sich Kripke im Raum um. „Ein schreckliches Verbrechen, wenn sich meine Trauer auch in Grenzen hält.“ An den Wänden hingen Bilder von Pyramiden und Stelen, mexikanische Tonfiguren dienten als Buchstützen, und in einer Vitrine befanden sich Codices, Masken und andere Artefakte. „Wo waren Sie gestern zwischen sechzehn und zweiundzwanzig Uhr?“ „Stehe ich unter Verdacht? Das haben Sie sich so gedacht: Die Arme um die Knie gespannt sitzt der Zwerg an dem Schreibtisch neben der Toten, legt von Zeit zu Zeit den Kopf auf die Tischkante, schließt die Augen, murmelt ein Gebet und löst sich und alle Spuren in Luft auf! Nichts da! Ich war gestern in München und bin Punkt achtzehn Uhr mit dem ICE losgefahren.“ „Kann das jemand bezeugen?“ „Meine Lebensgefährtin, Dr. Törpe, ich wohne in München-Pasing und war den ganzen Nachmittag in meinem Arbeitszimmer, zwischendurch haben wir Kaffee getrunken, um halb sechs bin ich dann zum Bahnhof gefahren.“ „Wir werden dies überprüfen. Herr Professor Botho, unser Verdacht ist nicht ganz unbegründet. Bei der Tatwaffe handelt es sich um ein mexikanisches Buschmesser mit einem Holzgriff in Form eines Schlangenkopfes mit einem Krokodilmaul. Soweit wir wissen, besitzen Sie ein solches Messer.“ Professor Botho schien noch kleiner zu werden und erleichte. „In der Tat“, entgegnete er, „es befindet sich im Schrank, einen Moment bitte.“ Professor Botho kletterte vom Stuhl und bewegte sich pfeilschnell zu dem mit Bildern vollgeklebten Schrank, riss die Tür auf, knarrte schnaufend „Nicht da!“ und turnte zurück auf den Stuhl. „Haben Sie eine Erklärung dafür?“, fragte Kripke. „In das Zimmer kommt doch jeder: Hiwis, Mitarbeiter, Putzfrauen und in den Sekretariaten liegt jeweils ein Generalschlüssel, und jeder Mitarbeiter hat Zugang dazu. Entweder will man mich belasten oder mir eins auswischen! Mit einem Zwerg kann man’s ja machen! Es sind immer die Kleinen, die für die Taten der Großen herhalten sollen!“ Kripke erhob sich vom Stuhl. „Sie haben interessante Exponate in Ihrem Zimmer, sind

diese alle aus Mexiko?“ „Aus Mexiko, speziell Yukatan, und aus Guatemala“, antwortete Professor Botho, „es handelt sich aber um Nachbildungen.“ „Der Messergriff und die Bilder auf den Artefakten, sie haben doch sicherlich eine Bedeutung?“ „Wenn Sie genau hinsehen, werden Sie feststellen, dass es antropomorphe und zoomorphe Zeichen gibt, aber auch mehr oder weniger abstrakte. Es handelt sich hier um Maya-Glyphen, eine Schrift, die erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entschlüsselt werden konnte.“ „Spannend“, unterbrach Kripke, und Freges Skizze des Leichnams vor Augen hakte er nach: „Handelt es sich um eine Bilderschrift?“ „Das glaubte man lange Zeit, aber die Sachlage ist komplizierter“, begann Professor Botho auszuholen. Er schien um das Doppelte zu wachsen. „Die klassische Maya-Kultur besaß als einzige in ganz Altamerika ein voll entwickeltes Schriftsystem, das fähig war, den Inhalt von Gesprochenem ohne Verlust von Informationen in eine schriftliche Form zu übertragen. Die Maya-Schrift ist eine semosyllabische Schrift, dies meint, zur Kodifizierung von sprachlichen Äußerungen werden sowohl Semogramme als auch Silbenzeichen benutzt. Insgesamt kennt man heute etwa siebenhundert Zeichen. Die Semogramme sind die ältesten Bestandteile der Maya-Schrift. Meistens waren die Semogramme einfach nur Abbildungen des Gegenstandes, den sie bezeichneten, also Piktogramme. Die zweite Möglichkeit, ein Maya-Wort zu schreiben war, rein syllabisch, d.h. mit Hilfe eines Syllabogramms bzw. Silbenzeichens. Für die meisten Silbenzeichen gibt es mehrere homophone Varianten, wie Michael Coe in seinem Buch über die Maya-Schrift anschaulich darstellt. Zum Beispiel heißen die Wörter ‚Himmel‘, ‚Schlange‘ und ‚vier‘ im Yukatekischen ‚can‘ und im Chol ‚chan‘, und haben alle verschiedene Zeichen. So finden sich Belege, in denen das Zeichen für ‚Schlange‘, das einen Schlangenkopf darstellt, gegen ein Zeichen für ‚vier‘ oder gegen das Himmelsband ausgetauscht wurde.“



(Coe 1992: 235)

„Herr Professor Botho, wenn Sie sich einmal diese Strichzeichnung ansehen, könnte es sich hier um eine Maya-Glyphe handeln, und wenn ja, um welche?“ „Ich bin kein Schriftexperte“, erklärte Professor Botho, „doch ich bin mir ziemlich sicher, dass es sich nicht um eine Maya-Glyphe handelt. Deren formale Struktur ist anders, dies zeigen schon die Beispiele, die Sie hier sehen.“ „Schade“, sagte Kripke nachsinnend, „dennoch interessant. Wenn Sie mir noch Ihre genaue Adresse in München geben könnten?“ „Gewiss“, erwiderte Professor Botho und suchte nach einer Visitenkarte, „und bedenken Sie: Den wahren Täter muss man mit Augen der Andern suchen.“

Während der Fahrt zur Universität hatte Kommissar Frege versucht, sich ein Bild über den Charakter des Opfers zu machen, und es schien ihm, als gäbe es Gründe zuhauf, dass Professorin Link mehr als einen Widersacher gehabt hatte, was die Anzahl der Motive und Täter nicht gerade einschränkte. Nun saß er Professor Gabelenz gegenüber, und sie waren vom eigentlichen Thema weit abgekommen, und obwohl der Diskussionsfluss sich in Nebenarme aufteilte, fand Frege das Gespräch interessant. „Was sind die Erkenntnisgrundlagen der Kriminalistik?“, wollte Professor Gabelenz wissen und schenkte Frege eine Tasse grünen Tee ein. „Sie sind nicht verschieden von denen, die Sie in Ihrer Wissenschaft annehmen. Kriminalistik ist – oder sollte es zumindest sein – eine genaue Wissenschaft, und sie sollte genauso kalt und sachlich behandelt werden“, entgegnete Frege und führte weiter aus: „Allerdings sind die Auswirkungen andere, aber auch wir tasten uns vorsichtig durch das Dickicht der Fakten und deren Bewertung. Ein Kriminalfall verlangt logisches Denken, und er steht deshalb der Wissenschaft nahe. Zuerst werden die Fakten notiert: Da ist der Leichnam, das Messer hat einen kunstvollen Griff, sechs Einstiche liegen vor, das Opfer drohte X und so weiter und so weiter. Alles ist miteinander verflochten. Dann werden Arbeitshypothesen aufgestellt, welche die Fakten decken können. Y gehört das Messer, er ist der Täter, oder es ist X, er will sich rächen. Durch den Hinzutritt neuer Fakten oder die Entwertung bereits notierter Fakten entsteht der Zwang, eine neue Arbeitshypothese zu suchen.“ „Doch die Kunst des Analytikers“, warf Gabelenz ein, „zeigt sich in den Dingen, die außerhalb der Regel liegen.“ „Aber Vorsicht bei der Bewertung. Hier ist sprachphilosophisches Gespür gefragt, Ihr Gebiet, Herr Gabelenz.“

Nehmen wir einmal die Aussagen ‚Ich bin mir sicher, dass X der Täter ist‘, ‚Es ist gewiss, dass X der Täter ist‘ und ‚Es ist wahr, dass X der Täter ist‘. Die letzten beiden Ausdrücke sind offensichtlich – trotz des Unterschieds zwischen beiden – in einer wichtigen Hinsicht gleich und von dem ersten verschieden. Im ersten Satz hängt der Sinn explizit von der Person ab, die diesen Satz ausspricht. Wenn ich sage, ‚Ich bin mir sicher, dass X der Täter ist‘, ist das, was ich behaupte, offensichtlich verschieden von dem, was eine andere Person behaupten würde, wenn sie genau die gleichen Worte ausspricht. Aus der Tatsache, dass ich mir sicher hinsichtlich einer Sache bin, folgt niemals, dass irgendeine andere Person sich der fraglichen Sache sicher ist oder sie bestimmt weiß. Anders scheint der Fall bei den Impersonalkonstruktionen zu liegen. Wenn wir den Ausdruck ‚Es ist gewiss, dass X der Täter ist‘ betrachten, sieht es auf den ersten Blick so aus, als sei der Sinn dieses Ausdrucks nicht relativ im Hinblick auf die Person, die ihn äußert. Allerdings ist es so, dass eine Sache nicht gewiss sein kann, wenn sie nicht gewusst wird, und dies unterscheidet das Wort ‚gewiss‘ von dem Wort ‚wahr‘. Etwas, das niemand weiß, kann sehr wohl wahr sein, aber es kann unmöglich gewiss sein.“ „Wir können also sagen“, warf Professor Gabelenz ein, „dass es eine notwendige Bedingung für die Wahrheit von ‚Es ist gewiss, dass X der Täter ist‘ ist, dass jemand weiß, ‚dass X der Täter ist‘ wahr ist.“ „Das ist richtig“, antwortete Frege, „aber man kann doch leicht sehen, dass es nicht auch eine hinreichende Bedingung ist. Denn wenn dies so wäre, würde folgen, dass in jedem Falle, wo jemand weiß, dass ‚X der Täter ist‘ wahr ist, es für jedermann falsch wäre zu sagen ‚Es ist nicht sicher, dass X der Täter ist‘. Wenn ich sage ‚Es ist nicht sicher, dass X der Täter ist‘, lege ich mich nicht auf die Aussage fest, dass niemand weiß, ob X der Täter ist. Meine Aussage wäre also durchaus verträglich damit, dass X der Täter ist. Es folgt also, allem Anschein zum Trotz, dass ‚Es ist gewiss, dass X der Täter ist‘ doch relativ ist im Hinblick auf die Person, die dies sagt.“ „Aber der Satz ‚Es ist wahr, dass X der Täter ist‘ ist nicht relativ auf die Person, die ihn benutzt?“, fragte Professor Gabelenz neugierig und in einer einer Prüfungsfrage ähnlichen Form, so schien es zumindest Frege der Fall zu sein. „Dies scheint so zu sein, und der Sinn von ‚Es ist wahr, dass X der Täter ist‘ ist nicht relativ ist im Hinblick auf die Person, die das sagt. Aber da wir nicht wissen, ob die Person,

die diesen Satz äußert, die Wahrheit sagt oder nicht, ist die Annahme, dass die Aussage als wahr behauptet wird, zwar plausibel, jedoch nicht zwingend. Denken Sie an den Fall, wo ein Schauspieler behauptet hat, einen Mord begangen zu haben, und verurteilt wurde und ein Jahr später sich herausstellte, dass dies eine Lüge war, um seine Ehefrau zu schützen. Es ist evident, dass, wer sich auf eine Behauptung festlegt, mit entsprechenden Konklusionen rechnen muss, und dies nicht nur im diskursiven Spiel der Argumentation.“ „Die Ausdrücke ‚es ist wahr‘ oder ‚es ist gewiss‘ dienen also bestenfalls als Zeichen, um einer Behauptung und den damit verbundenen Geltungsansprüchen Nachdruck zu verleihen?“, unterbrach Gabelenz. „In der Tat, und wer eine Behauptung aufstellt, übernimmt eine Verantwortung dafür. Das Aufstellen einer Behauptung unterscheidet sich in diesem Aspekt nicht von einem Mord.“ „Eine interessante Sichtweise“, kommentierte Professor Gabelenz, „die kompatibel ist mit einer Handlungstheorie der Sprache.“ „Apropos Mord“, fuhr Frege fort, „woher kommt eigentlich das Wort – ich frage Sie das nicht nur, damit Sie nach meinem doch eher belehrenden Exkurs Ihrerseits die Möglichkeit zum Diskurs erhalten.“ Frege lächelte verschmitzt. „Ihre Ausführungen waren wirklich interessant“, erwiderte Professor Gabelenz und lächelte zurück. „Das Wort ‚Mord‘ ist aus der indogermanischen Wurzel \*mer- entstanden. Der deutsche Begriff ‚Mord‘ ist daher kein Lehnwort des lateinischen ‚mors‘, sondern weist zu diesem gemeinsame Ursprünge auf. Altgermanisch ist bereits die Tötungshandlung als ‚murdan‘ überliefert. Das gotische ‚maurþr‘ ist daher Ursprung sowohl des deutschen Wortes ‚Mord‘ als auch des englischen ‚murder‘. Der Begriff des ‚Mordes‘ in seiner heutigen Schreibweise taucht 1224 in der Treuga Henrici auf, und dort wurde auch bestimmt, dass ‚heretici, incantatores, malefici‘ mit empfindlichen Strafen zu belegen seien. Aber in strafrechtlichen Dingen kennen Sie sich ja wohl besser aus als ich.“ „In der Theorie weniger“, entgegnete Frege, „im Anfang war der Mord, das Wort wird erst später verstanden, aber lassen Sie uns eine praktische Frage klären. Ich habe gesehen, dass Sie eine Vorlesung über Schrift und Bild gehalten haben, möglicherweise können Sie mir ein Bildzeichen erklären.“ Frege holte seinen PDA hervor und zeigte Professor Gabelenz seine Skizze des Leichnams. „Interessant“, murmelte Professor Gabelenz, „wirklich interessant. Ich

habe eine Hypothese, wenn mich dies auch in gewisser Weise verdächtig macht. Mich erinnert das Bild an das chinesische Zeichen ‚xiě‘ beziehungsweise ‚xuè‘ für ‚Blut‘. Ich zeichne es Ihnen einmal auf:



Es stellt ursprünglich ein Opfergefäß dar, der Tropfen über dem Gefäß symbolisiert das Blut. Im alten China wurde das Blut geopferter Tiere aus Ritualvasen auf die Erde gegossen, um den Tod einer geliebten Person zu betrauern, den Himmel und die Ahnen gütig zu stimmen, eine gute Ernte zu erleben und so weiter. Wenn hier ein Zusammenhang bestehen sollte, dann sollten Sie wissen, dass ich neben Professor Salinski, er ist zurzeit in Nanjing, der einzige Kollege am Fachbereich bin, der Chinesisch gelernt hat, wenn auch nur in Anfängen. Ach ja, und noch etwas: Für die nächste Amtsperiode wollte ich nicht kandidieren. Ich sage Ihnen dies alles, dass Sie die richtigen Schlüsse ziehen können. Und hierfür sollten Sie alle Fakten kennen. Wenn wir die Wirklichkeit zu untersuchen versuchen, dann immer auch die Möglichkeiten, die zur Wirklichkeit hätten werden können. Die Pointe detektivischer Arbeit scheint mir von den Resultaten her die Möglichkeiten einer Tat auszuloten und die wahrscheinlichste Möglichkeit als Wirklichkeit festzustellen.“ In diesem Moment klingelte Freges Handy. „Entschuldigen Sie. – Ja, ich komme. Herr Professor Gabelenz, wir setzen das Gespräch später fort, mein Kollege sucht mich.“ „Noch eine Frage, woher wissen Sie so viel über Logik und Sprache?“ „Bevor ich zum Polizeidienst kam“, erwiderte Frege kurz, „habe ich Mathematik studiert.“ Schnellen Schrittes verließ er das Zimmer des Dekans. Auf dem Gang wartete Kripke, neben ihm stand eine junge Frau. „Das ist Frau Bischof, die studentische Hilfskraft von Frau Professor Link.“ „Danke, dass Sie gekommen sind, Frau Bischof, wo können wir uns in Ruhe unterhalten? Lassen Sie uns in die Cafeteria gehen.“

„Wie war Ihre Beziehung zu Frau Professor Link?“ Frege musterte sorgfältig das Gesicht der jungen Studentin. Er glaubte einen Zug von Berechnung in

ihren Mundwinkeln zu sehen, als sie begann, die Frage zu beantworten. „Nun, ich hatte eine Hilfskraftstelle bei ihr. Sechsvierzig Stunden im Monat. Kopieren, exzerpieren, na ja, und kleinere Arbeiten erledigen. Was eben so anfällt.“ „Frau Bischof, uns wurde von verschiedenen Seiten erzählt, dass Sie ein intimes Verhältnis zu Frau Professor Link hatten und dass sie für Sie Dr. Läufer verlassen hatte.“ „Das stimmt, aber von meiner Seite war dies eine rein geschäftliche Angelegenheit. Sex gegen Geld, Zuwendung für Beziehungen. Eine Investition in die Karriere. Nichts weiter.“ „Und sah das Frau Professor Link ebenso?“ „Ach wissen Sie, alte Leute klammern sich an romantische Vorstellungen, es hilft, das Altern zu verdrängen. Und Else war eine große Künstlerin im Verdrängen. Aber warum hätte ich sie töten sollen? Man schlachtet bekanntlich nicht seinen Goldesel.“ „Wussten Sie von dem Brief an das Präsidium und dem Vorwurf der sexuellen Nötigung, den Frau Professor Link gegenüber Professor Fitzel erhoben hatte?“ „Ja, das hatte sie mir erzählt, und sie hat eine Kopie an die lokale Presse gegeben. Ob der Vorwurf berechtigt ist, weiß ich nicht. Es ging ihr jedenfalls darum, mit allen Mitteln zu verhindern, dass Professor Fitzel Dekan wird. Er war ihr größter Konkurrent. Seine Macht und seinen Einfluss zu begrenzen, dafür waren ihr alle Mittel recht.“ „Glauben Sie, dass Professor Fitzel dies wusste?“ „Ich denke schon, er hatte schließlich beste Kontakte zur Presse. Es ist doch auffällig, dass bisher nichts veröffentlicht wurde.“ „Noch eine letzte Frage, Frau Bischof. Wie war Ihr Verhältnis zu Frau Dr. Läufer?“ „Ich habe an Seminaren von ihr teilgenommen, sonst war da gar nichts. Aber Frau Dr. Läufer war fachlich und finanziell sehr abhängig von Else, sie hat ja schließlich nur eine halbe Stelle. Der Bruch muss sie hart getroffen haben.“ „Ich danke Ihnen“, schloss Frege das Gespräch ab, „geben Sie uns bitte noch Ihre Adresse und Telefonnummer, wenn wir noch Fragen haben, melden wir uns.“

Kommissar Frege und sein Inspektor verließen die Rostlaube in dem Gefühl, dass die Schwere eines Verbrechens im Irrationalen wurzelt, als würden die entscheidenden Vorgänge des Lebens sich jenseits des Verstandes vollziehen. „Wir sollten morgen Professor Fitzel und Professor Ponsmand aufs Präsidium laden und befragen.“ „Ja, das machen wir, kannst du sie zu neun Uhr vorladen, Bernd?“ „Ja, und heute Nachmittag kümmere ich mich um die studentische

Beschwerde.“ „Gut, ich werde Frau Dr. Läufer befragen. Wir sehen uns dann morgen früh zur Besprechung. Setz mich doch schnell beim Türken ab, ich muss noch für die Kinder etwas einkaufen.“

#### 7 Ein Text wird interpretiert

Professorin Bucko saß inmitten von Videokameras, Computern und Schneidegeräten. Auf ihrem Schreibtisch stapelten sich Videokassetten. Als wäre die Technik nicht Ausweis genug für die Kompetenz, Videokonferenzen mit deutschen und englischen Studierenden organisieren zu können, hing ein Poster an der Wand, welches Zeugnis ablegte, dass Professorin Bucko eben dafür den 1. Preis der Universität für innovative Lehre erhalten hatte. Die Studiendekanin blickte Kripke freundlich an und fragte ihn in leicht dialektal nuancierter Stimme, was sie für ihn tun könne. Nebenbei goss sie sich und ihm einen Tee ein. Kripke zögerte einen kurzen Augenblick und fragte sich, ob die Färbung dem Dresdner oder Leipziger Sächsisch zuzuordnen sei, aber sie war zu schwach, um eine eindeutige Festlegung zu ermöglichen. „Es geht um einen Beschwerdebrief eines Studenten namens Gavro Derfort“, begann Kripke seine Einlassung, „und in diesem Brief an Sie beklagt er sich darüber, dass Frau Professor Link ihn nicht ordnungsgemäß geprüft habe. Können Sie uns hierzu Näheres sagen?“ Der Tee schmeckte wirklich ausgezeichnet. „Ja, der Sachverhalt ist bedrückend. Wir hatten ein Gespräch mit Herrn Derfort, und es stellte sich heraus – nebenbei bemerkt nicht zum ersten Mal –, dass Frau Link nicht zur Prüfung erschienen war. Das ist seit der Umstellung auf den Bachelor nun ein großes Problem, da die Studierenden die Fristen für die Anmeldung zum Master nicht einhalten können und somit ein Jahr verlieren. Herr Derfort klagt deshalb gegen die Universität, unsere Rechtsabteilung ist damit befasst, und es sieht schlecht aus für uns. Gegen Frau Link läuft ein Disziplinarverfahren wegen Vernachlässigung der Dienstpflichten.“ „Ist Herr Derfort noch an der Universität?“ „Nein, er ist zurück nach Bayern gegangen und arbeitet dort – soweit ich weiß – als Redaktionsassistent bei der Zeitschrift ‚Quotativ‘. Noch eine Tasse Tee?“ „Gern, ein ausgezeichnetes Darjeeling.“ „Sie sind Teeken-

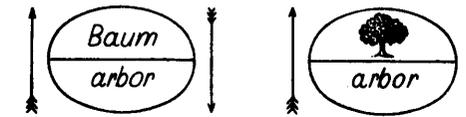
ner?“ „Weniger, eher leidenschaftlicher Teetrinker. Aber ich habe während des Studiums ein Jahr in Indien verbracht und die Hochlandtees dort schätzen gelernt.“ „Es ist ein Jungpana, Second Flush. Ich liebe schwarze Tees, von einer Anglistin wohl auch nicht anders zu erwarten.“ Frau Bucko lächelte mehrsagend. „Während meines Studiums in England habe ich mich zur Teeexpertin qualifiziert, zunächst durch verschiedene English Blends und später durch das Studium englischer Teebücher. Eine schöne Zeit.“ Gedankenverloren blickte Professorin Bucko an Kripke vorbei. „Glauben Sie“, nahm Kripke das Gespräch wieder auf, „dass Herr Derfort sich an Frau Professor Link hatte rächen wollen?“ „Ich denke nicht. Er schien mir eher ein kalkulierender Student zu sein, der sicherlich sauer war, aber dann einfach seine rechtlichen Mittel in Anspruch nahm. Es geht schließlich um eine Menge Geld.“ Es entstand eine kurze Pause. „Mögen Sie auch chinesische Tees?“ „Grüne und weiße Tees, ja, aber weniger die Blumentees.“ „Darf ich Sie zu einem Besuch in das chinesische Teehaus einladen?“ „Sehr gern, vielleicht am Wochenende?“ „Wäre Sonntag-nachmittag um fünf Uhr in Ordnung?“ „Das passt prima.“ „Wunderbar, ich freu mich darauf.“

Als Kripke wieder im Auto saß, notierte er sich, dass er das Alibi von dem Studenten überprüfen müsse. Anschließend schickte er Frege eine kurze SMS: ‚Student wohl nicht der Täter. Mehr später. Gruß k‘.

Ein kurzes ‚Just Friends‘ signalisierte Frege den Eingang einer SMS. Professor Gabelenz blickte kurz auf, dann setzte er seine Vorlesung fort. „Saussure zufolge verdanken Zeichen ihre Bedeutung der Tatsache, dass sie mit Rückgriff auf geistige Vorstellungen erklärt werden: ‚Ich nenne die Verbindung der Vorstellung mit dem Lautbild das Zeichen‘. Vorstellungstheorien, nach denen Wörter für Ideen stehen, knüpfen an Lockes ‚Essays‘ an – Lockes‘ hageres Gesicht erschien auf der Projektionsfläche –, und sie können, indem sie an Begriffe wie ‚Stehen-für‘ anknüpfen, als Varianten von referenziellen Bedeutungstheorien begriffen werden, nach denen die Bedeutung eines Zeichens darauf zurückgeführt werden kann, dass es für eine außersprachliche Entität steht.

Nach mentalistischen Bedeutungstheorien haben zwei Ausdrücke dann dieselbe Bedeutung, wenn sie für dieselbe Idee bzw. Vorstellung stehen. Es scheint auf den ersten Blick plausibel, dass für die Zeichenfolge <Baum> es

eine Idee von Baum gibt bzw. dass diese Zeichenfolge für die Idee bzw. Vorstellung von BAUM steht.“ Eine neue PowerPoint-Folie war zu sehen.



Zeichenbegriffe: Beispiel ‚Baum‘ (aus Saussure 1967: 76, 78)

„Aber kann man nicht die Buchstabenfolge <Baum> lesen und an Rosen denken?“ Professor Gabelenz klickte eine weitere Folie an. „Was ist die Vorstellung der Buchstabenfolge <und> oder <es> wie in ‚Und es regnet jeden Tag.‘, und können wir nicht Vorstellungen zu sinnlosen Buchstabenfolgen wie zum Beispiel <hhmpf> assoziieren? Sind diese Vorstellungen selbst nicht inhaltsbestimmte Repräsentationen, also Symbole? Und wie erklärt sich das Subjektive einer Vorstellung, Idee im Hinblick auf den intersubjektiven Gebrauch? Saussure spricht zwar von ‚einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft‘, aber die Bedeutung der Konvention für den bedeutungsrelevanten Gebrauch von Zeichen wird von ihm theoretisch nicht erfasst, und erst Wittgenstein – ein Foto von Wittgenstein vor dem Hintergrund eines Kippbildes erschien auf der Leinwand – formuliert eine konventionalistische Gebrauchstheorie der Bedeutung, nach der die Bedeutungen von Zeichen durch die mehr oder weniger fraglos funktionierende Gebrauchspraxis bestimmt sind. Wittgenstein setzt sich in seinen ‚Philosophischen Untersuchungen‘ mit mentalistischen Bedeutungstheorien auseinander und zerstört die Idee allgemeiner Vorstellungsbilder als Erklärung für das Wort- oder Bedeutungsverstehen. ‚Was ist es denn eigentlich‘, fragt Wittgensteins fiktiver Antagonist, ‚was uns vorschwebt, wenn wir ein Wort *verstehen*? – Ist es nicht etwas, wie ein Bild? Kann es nicht ein Bild *sein*?‘ ‚Nun, nimm an, beim Hören des Wortes >Baum< schwebt dir ein Bild vor. Etwa die Zeichnung eines Baumes. Inwiefern kann dieses Bild zu einer Verwendung des Wortes >Baum< passen? – Vielleicht sagst du: ‚das ist einfach; – wenn mir dieses Bild vorschwebt und ich zeige z.B. auf eine Rose und sage, dies ist ein Baum, so passt diese Verwendung nicht zum Bild.‘ – Aber passt sie nicht? Ich habe das Beispiel absichtlich

so gewählt, dass es ganz leicht ist, sich eine *Projektionsmethode* vorzustellen, nach welcher das Bild nun doch passt. Das Bild des Baumes legte uns allerdings eine gewisse Verwendung nahe, aber ich konnte es auch anders verwenden.' Die Transformation der Vorstellung des Baumes in eine Vorstellung einer Rose weist auf prinzipiell andere mögliche Verwendungen des Baumbildes hin, die nicht durch die Zuordnung von Wort und Vorstellungsbild ausgeschlossen sind: 'Und das Wesentliche ist nun, dass wir sehen, dass das Gleiche beim Hören (oder Lesen) des Wortes vorschweben und seine Anwendung doch eine andere sein kann. Und hat es dann beide Male die *gleiche* Bedeutung? Ich glaube, das werden wir verneinen.' Der Widerspruch in dem mentalistischen Ansatz lässt sich auch dann nicht auflösen, wenn man an die Stelle konkreter allgemeine Vorstellungsbilder setzt, wie Wittgenstein am Beispiel der Erklärung der Wörter >Blatt< und >grün< verdeutlicht. Welcher Art, fragt sich Wittgenstein, müssten die Vorstellungsbilder sein, dass nicht die Vorstellung eines spezifischen Blattes bzw. eines bestimmten grünen Farbtons, sondern eine allgemeine Vorstellung von BLATT bzw. GRÜN gegeben ist: '... wie schaut denn das Bild eines Blattes aus, das keine bestimmte Form hat, sondern >das, was allen Blattformen gemeinsam ist<? Welchen Farbton hat das >Muster in meinem Geiste< der Farbe Grün – dessen, was allen Tönen von Grün gemeinsam ist?'“ Gabelenz atmete hörbar durch und seine Henkelohren leuchteten rot wie ein Herbstblatt.

„Dass Sprecher die Bedeutung von Wörtern verstehen, heißt nicht, dass alle dieselben Vorstellungen dabei haben, und folglich ist für erfolgreiches Sprechen und Verstehen Identität der Vorstellungen keine Voraussetzung. Dies bedeutet umgekehrt, dass eine mentalistische Bedeutungstheorie nicht erklären kann, wie selbst dann, wenn die Vorstellungen von Sprechern verschieden sind, ein die Verständigung gewährleistender Sprachgebrauch vorliegen kann. Wittgenstein löst die Aporien dadurch auf, dass ‚die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist‘ und somit abhängig ist von der Situation und von sozialen und kulturellen Kontexten. Dies ist gemeint, wenn Wittgenstein von Sprachspielen bzw. Lebensformen spricht. Damit verschiebt sich der Fokus von den Bedeutungen an sich hin zu den in Sprachgemeinschaften konventionalisierten Praktiken der Bedeutungserklärung. ‚Die Bedeutung des

Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt. [...] Die Erklärung der Bedeutung erklärt den Gebrauch des Wortes.' Und: ‚Das Verstehen [...] ist ein Korrelat der Erklärung.' Nach Wittgenstein kann die Frage nach der Bedeutung eines Wortes also umformuliert werden zu der Frage: Was heißt es, die Bedeutung eines Wortes zu erklären, und was heißt es, die Bedeutung eines Wortes zu verstehen? Wittgenstein hat den Bedeutungsbegriff im Hinblick auf eine Gebrauchs- und Verstehenspraxis neu perspektiviert, eine systematische gebrauchtsregelerorientierte Bedeutungstheorie hat er jedoch nicht formuliert und dies auch aus verschiedenen Gründen nicht für möglich gehalten. Der amerikanische Philosoph William P. Alston – das überdimensionale Porträfoto eines streng und nachdenklich dreinblickenden Mannes erschien auf der Projektionsfläche – hat den Versuch unternommen, über eine sprechakttheoretische Fundierung Wort- und Satzbedeutungen zu konstituieren, wir werden dies nächste Woche ausführen. Halten wir in einem Zwischenfazit fest: Vorstellungstheorien der Bedeutung, wie sie in einer bestimmten Spielart von Saussure vertreten werden, sind einer fundamentalen Kritik unterzogen worden. Da Vorstellungen, für welche die Wörter stehen sollen, selbst wieder als inhaltsbestimmte Repräsentationen aufgefasst werden, verschieben sie das Problem der Bedeutung nur um eine Stelle. Zudem hat Wittgenstein gezeigt, dass Vorstellungen weder notwendig noch hinreichend dafür sind, dass ein Wort seine Bedeutung hat. Und: Vorstellungstheorien können nicht erklären, wie ein die Verständigung gewährleistender Sprachgebrauch zustande kommt. All diese Probleme kann nur eine Bedeutungstheorie lösen, die an der Schnittstelle von Sprachgebrauch und Sprachverstehen konzipiert wird. Denn Welt ist nicht alles, was der Fall ist, sondern all das, worüber man kommuniziert. – Danke für die Aufmerksamkeit, Fortsetzung dann nächsten Donnerstag.“

Ein ritualisiertes Klopfen kommentierte das Ende der Vorlesung. Professor Gabelenz schaltete den Beamer aus und zog seinen Stick aus dem Laptop. Zwei Studenten eilten an das Pult und Frege folgte ihnen ruhigen Schrittes. „Findet nächste Woche Ihre Sprechstunde wie gewohnt statt?“ „Sicherlich, tragen Sie sich rechtzeitig in die Liste ein, also bis dann. – Guten Tag, Herr Frege, schön dass Sie in der Vorlesung waren, ich hoffe, es war interessant für Sie, aber befolgen Sie doch zukünftig Regel Nummer zwei –“ „Die da lautet?“ Professor Gabelenz schmunzelte. „Handys ausschalten.“ „Und Regel

Nummer eins?“ „Nicht surfen während der Vorlesung.“ „Es sind dies wohl nicht Regeln, die besagen, was ist, sondern die vorschreiben, was sein soll.“ „Gewiss, Regeln dieser Art beschreibt man am besten, indem man sie mit einem Fußweg vergleicht, auf dem zu gehen man gewohnt ist und der sich als bequem und sicher erwiesen hat. Regeln sollen chaotische Zustände ausschließen. Selbstverständlich ist die Existenz von Regeln allein noch nicht hinreichend, solche Zustände auszuschließen, wir müssen uns auch an diese Regeln halten. Das gilt auch für Kommissare.“ Professor Gabelenz' Schmunzeln erweiterte sich zu einem ironischen Lächeln. „Wollen wir zusammen einen Kaffee trinken gehen?“ Frege schaute auf die Uhr, noch eine halbe Stunde Zeit bis zu dem Termin mit Dr. Läufer. „Für einen Espresso reicht die Zeit noch, gern.“

Dr. Läufer saß in ihrem Büro und kaute auf ihrer Unterlippe. Ein energisches Klopfen ließ sie zusammenfahren. „Herein.“ Die Tür öffnete sich und Kommissar Frege betrat den Raum. Bücherregale säumten die Wände, hinter einem Büroschreibtisch saß aufrecht eine kleine Frau, schmal, kurzes, rot gefärbtes Haar. Sie begrüßte Frege mit kräftiger Stimme, die nordbairische Dialektfärbung irritierte ihn als Berliner ein wenig, aber nur kurz. „Nehmen Sie Platz, Herr Kommissar, darf ich Ihnen etwas anbieten?“ „Ein Wasser wäre nicht schlecht.“ Aufmerksam registrierte Frege seine Umgebung. „Frau Dr. Läufer, Sie können sich vorstellen, warum ich hier bin. Es geht um den Mord an Frau Professor Link. Wie war Ihre Beziehung zu Frau Professor Link?“ „Wir waren Arbeitskolleginnen und ich war ihre Assistentin. Zudem hatte ich bis vor einiger Zeit eine persönliche Beziehung zu ihr, diese zerbrach aber schließlich.“ „Welcher Art war diese Beziehung?“ „Es war eine Intimbeziehung.“ „Sie lebten zusammen?“ „Ja.“ „Wie kam es dann zum Bruch?“ „Else hatte eine Liebschaft mit einer Studentin, ich habe sie daraufhin verlassen.“ „Kennen Sie die Studentin?“ „Ja, aber nicht näher. Sie hat einmal an einem Seminar von mir teilgenommen.“ „Wo waren Sie am Dienstag zwischen 16:00 und 21:00 Uhr.“ „Ich war in meinem Büro und habe gearbeitet.“ „Gibt es dafür Zeugen?“ „Zwischendurch kam meine Hilfskraft und brachte Kopien, es muss so gegen 19:00 Uhr gewesen sein.“ „Und sonst?“ „Ich habe allein an einem Text gearbeitet.“ „Am PC?“ „Ja, am PC.“ „Woran haben Sie gearbeitet?“ An einem Zeitschriftenbeitrag zum Thema ‚Das Frauenbild in Kurt Schwitters Dadaismus

*Hannover‘.*“ „Der Text ist mir gänzlich unbekannt.“ „In diesem Kurztext spielt eine gewisse Anna Blume eine zentrale Rolle, es gibt von Schwitters drei Gedichtbände mit ‚Anna‘ im Titel. All dies hat viele Lyriker zu Anna-Gedichten inspiriert. Da ich in Hannover studiert habe, interessiert mich speziell der Text ‚Hannover‘.“ „Was ist an dem Text so interessant?“ „Schwitters führt aus, dass man Anna von hinten und von vorn lesen kann, Hannover dagegen am besten nur von vorne. Meine Hauptthese lautet, dass hier eine sexuelle Konnotation vorliegt und der Text letztlich sexistisch ist.“ Frege überdachte einen kurzen Moment die These und beschloss, den Text demnächst zu lesen. „Wie war Ihre fachliche Beziehung zu Frau Professor Link, kann man sagen, dass sie Ihre Mentorin war?“ „Das würde ich so nicht sagen. Else verdankt mir sehr viel, erst durch mich ist ihr die Bedeutung der feministischen Literaturwissenschaft offenbar geworden. Ihre mittlerweile berühmten Kommentare zu dem von ihr edierten ‚Briefwechsel Link – Wischgroun. Bande der Liebe‘ hätten ohne die Wende zur feministischen Literaturwissenschaft kaum eine solche Beachtung gefunden.“ „Sie würden also sagen, dass Frau Professor Link mehr von Ihnen fachlich profitiert hat als umgekehrt?“ „Das würde ich so sehen.“ „Ihre Eltern haben einen Bauernhof bei Ronnenberg?“ „Ja, wir sind Anfang der 80er Jahre zugezogen, aber zum Glück konnte ich gleich nach dem Abitur das Dorf verlassen.“ „Hm, wie war das Verhältnis von Frau Professor Link zu Professor Fitzel?“ „Mehr als gespannt. Sie sind bzw. waren die einzigen C4ler in der Literaturwissenschaft, beide seit den siebziger Jahren im Amt, zuerst liiert und dann verfeindet. Fitzel hatte sie von Frankfurt nach Berlin geholt, wie er später des Öfteren sagte, hat er dies schwer bereut, Undank sei der Welt Lohn.“ „Und Dr. Ponsmand, welche Rolle nimmt er in dieser Beziehung ein?“ „Als Fitzel und Ponsmand noch nicht zerstritten waren und bevor Ponsmand ein kleines Techtelmechtel mit Else hatte, hauptsächlich wohl, um seine Karriere zu befördern, waren sie eins gegen Else. Anschließend gingen sie getrennte Wege, aber der Hass gegen Else verband sie weiterhin. Bei Ponsmand kam hinzu, dass er von Else Unterstützung für seine Bewerbungen erwartete, die Else ihm weder geben konnte noch wollte.“ „Warum nicht wollte?“ „Else durchschaute schnell seine Absichten.“ „Wie haben Sie vom Tode Ihrer Chefin erfahren?“ „Sie war nicht meine Chefin. Frau Engelsen hat mich angerufen und es mir er-

zählt.“ „Danke, könnten Sie bitte am Freitag um 16:00 Uhr aufs Präsidium kommen, wir müssen ein Protokoll anfertigen und möglicherweise weitere Fragen klären, hier meine Karte.“

Kurz nach der Befragung notierte sich Frege zwei Buchtitel und rief Karnap an: „Hallo, hier Frege, können Sie folgende Titel aus der Bibliothek besorgen? Oder noch besser: Leihen Sie die Bücher von Dr. Läufer aus, sie stehen in ihrem Regal. Und legen Sie die Bücher auf meinen Schreibtisch.“ Nachdem er die Titel durchgegeben hatte, verabschiedete er sich und fuhr zurück ins Büro. Es gab noch einiges vor dem Abend zu erledigen.

## 8 Der Dicke und der Dünne

Bleischwere Wolken standen am Morgenhimmel über Berlin und drückten auf die Stimmungslage. Es war deutlich kälter als die Tage zuvor. Am frühen Morgen saßen Frege, Kripke und Karnap zusammen, um den Stand der Ermittlungen zu besprechen. „Wir haben eine Tote“, begann Frege, „Frau Professor Link. Das Opfer ist erstochen und später zerteilt worden, entweder von demselben Täter oder aber der Mörder und die Person, die den Leichnam zerteilt und zu einem Bild zusammgelegt hat, sind nicht identisch.“ „Wer das Opfer zerlegt hat“, kommentierte Karnap, „muss über gewisse Körperkräfte verfügt haben, und die brutale Gewalt deutet auf einen Mann hin.“ „Das Tatmesser stammt von Professor Botho“, fuhr Frege fort, „aber er hat ein Alibi. Karnap, haben Sie es überprüfen können?“ „Ja, es ist von Dr. Törpe bestätigt, und die Kollegen haben ein Foto von der Videoüberwachung des Bahnhofs Pasing geschickt. Botho ist eindeutig zu identifizieren. Zudem ergeben die Einstichwinkel, dass der Täter größer gewesen sein muss.“ „Scheidet als Täter also aus“, warf Kripke ein, „allerdings muss der Täter gute Lokalkenntnisse gehabt und gewusst haben, wo das Messer aufbewahrt wurde.“ „Zweifelsohne.“ „Wer hat Zugang zu dem Zimmer?“ „Im Prinzip jeder, der Zugang zum Generalschlüssel hat, und ein Exemplar ist in jedem Sekretariat hinterlegt. Und natürlich Reinigungskräfte, Pförtner, Leute aus dem Dekanat“, antwortete Karnap, „das ist ein Fass ohne Boden.“ „Was ist mit dem Studenten, der sich beschwert

hat?“ „Kommt wohl nicht in Frage. Klagt gegen die Universität und will eine Entschädigung, lebt in München, die Überprüfung des Alibis läuft.“ „Und die Hilfskraft von Frau Link?“ Ein leises Pochen an der Zimmertür unterbrach die Diskussion. „Ja bitte!“ Vorsichtig öffnete sich die Tür und herein schaute Kriminalpraktikantin Spicks: „Tut mir leid, dass ich stören muss, aber die beiden Professoren sind bereits da. Was soll ich mit ihnen machen?“ „Lassen Sie mal, wir kommen. Bringen Sie sie einfach in die Verhörzimmer. Bernd, Sie übernehmen Fitzel und ich den Ponsmand.“

Frege klopfte an die Tür, obwohl er ohne ein Zeichen kundzugeben das Verhörzimmer hätte betreten können, und durchquerte sicheren Schrittes den Raum. Ihm gegenüber stand eine Person, bei der es sich zweifelsfrei um Dr. Ponsmand handeln musste. Dr. Ponsmand war spindeldürr wie eine Bohnenstange: Wenn er sich bewegte, flatterten seine Ärmel, seine Knochen schienen im Jackett zu klappern wie lose Bretter eines Gartenzauns. Trotz seines skelettartigen Äußeren hatte man den Eindruck, sein Kopf befände sich auf einem Stiernacken. Dieser Eindruck einer gewissen Gedrungenheit der Kopf-Nackentpartie, der durch die flache Gesichtsform und leicht basedowsche Augen verstärkt wurde, stand in offenem Widerspruch zu der bleistiftdürren Gesamterscheinung. „Ich begrüße Sie, Herr Dr. Ponsmand“, suchte Frege das Gespräch einzuleiten, „Was wollen Sie?“, schnauzte es zurück. Die sonore Stimme schien so gar nicht zu ihrem Träger zu passen. „Setzt bereits der sich einem Verdacht aus, der nicht die Miene des bürgerlichen Trauerspiels aufsetzt?“ „Keineswegs“, entgegnete Frege nachsichtig. „Fragen Sie lieber das bucklige Männlein, ist die Tatwaffe nicht die seine?“ „Wenn Sie Professor Botho meinen, wir haben ihn bereits vernommen, aber lassen Sie uns zur Sache kommen. Wo waren Sie vorgestern Nachmittag bis Abend?“ Ponsmand errötete leicht. „Ich hatte einen Termin.“ „Wo und mit wem?“ „Darüber möchte ich nicht sprechen.“ Sein Gesicht lief puterrot an.

Zur gleichen Zeit betrat Kripke das zweite Verhörzimmer und schritt auf Professor Fitzel zu. Vor ihm stand ein Fleischberg mit einer Löwenmähne. Ohne dass Fitzel sich zu bewegen schien, vibrierte sein Körper leicht, als ob jeder Atemzug die Fettteilchen in Schwingungen versetzte. Trotz seiner gewichtigen Erscheinung wirkte er in einem gewissen Sinne feinsinnig, das Gesicht schien

im Verhältnis zum Gesamtkörpervolumen reduziert, ja schmal zu sein. Kleine Schweinsäuglein blitzten Kripke prüfend an. „Guten Tag, Herr Professor“, begann Kripke die Befragung. „Nehmen Sie doch Platz.“ Professor Fitzel setzte sich mühsam hin. „Darf ich fragen, warum man mich hat kommen lassen?“, piepste es zerbrechlich aus dem voluminösen Körper heraus. „Natürlich“, erwiderte Kripke, „wir würden gern wissen, wo Sie Dienstagnachmittag bis abend waren?“ Professor Fitzels Gesichtsfarbe schien einen Tick bleicher zu werden. „Bin ich denn in irgendeiner Weise verdächtig?“ „Beantworten Sie doch bitte einfach die Frage.“ „Ich hatte eine Verabredung.“ „Wo und mit wem?“ „Zu diesem Punkt möchte ich nicht Stellung beziehen.“ Professor Fitzels linkes Auge flatterte kurz.

„Ihr Vorgesetzter-“ „Welcher Vorgesetzter?“ „Professor Fitzel.“ „Er ist nicht mein Vorgesetzter!“ „Also Professor Fitzel hat in einem Essay – oder nennen Sie es ein Pamphlet – eine Charakterstudie über Sie verfasst, indem er Sie als, ich zitiere, ‚narzisstische Hassmaschine‘ bezeichnet, ‚unfähig, die Gefühle und Bedürfnisse anderer zu erkennen bzw. anzuerkennen, leicht kränkbar und nachtragend. Neidisch auf andere, vor allem was die irriige Überzeugung angeht, die Kollegen seien neidisch auf ihn selbst, wo er doch so großartig sei. Er wird massiv überflutet vom Erleben seiner Kleinheit und Ohnmacht, seiner Schwäche und Bedeutungslosigkeit. Sein Selbstwertgefühl ist am Boden, er ist niedergeschmettert, und er steht vor der Wahl, traumatisiert in seiner Bedeutungslosigkeit weiterzuexistieren oder sein Selbstwertgefühl wiederzugewinnen. Dies ist nur möglich durch den siegreichen Triumph über seinen noch übermächtigen Feind.‘ War Frau Prof. Link für Sie ein solch übermächtiger Feind?“ „Das ist alles völliger Blödsinn. Krankhafte Fieberphantasien eines enttäuschten L-, Lehrstuhlinhabers.“ „Dann noch einmal die Frage: Wo waren Sie Dienstagnachmittag bis -abend?“ „Ich schulde Ihnen keine Antwort.“ „Das ist wahr, aber Sie könnten zur Aufklärung beitragen.“ „Was Sie von mir hören wollen, müssen Sie sich schon selbst aus dem Chaos zusammensuchen.“

„Ich habe gelesen, Herr Professor Fitzel, dass Sie mit dem Bundesverdienstkreuz 2. Klasse für Ihr Engagement in Westchina im Hinblick auf die interkulturelle Germanistik ausgezeichnet wurden und die Ehrendoktorwürde der Universität Ürümqi erhalten haben. Haben Sie im Zusammenhang mit

Ihren Aktivitäten in China Chinesisch gelernt?“ „Nein, und dies aus zweierlei Gründen. Zum einen ist Chinesisch eine Sprache, die zu lernen recht schwierig ist, zum anderen, und dies ist der entscheidende Punkt, wird in der Provinz Xinjiang die uigurische Sprache gesprochen, eine Turksprache, die mit dem Chinesischen nichts zu tun hat.“ „Stimmt es, dass Sie Ihren ehemaligen Assistenten, Dr. Ponsmand, zu jeder Tat für fähig halten?“ „Ich weiß nicht, wie Sie zu dieser Annahme kommen. Richtig aber ist: Hass kann sich in Rache verwandeln oder von ihr begleitet sein, die ihm die Qualitäten der Macht, Unbesiegbarkeit und Größe gibt. Ein intensiver Neid kann ebenso von narzisstischem Hass begleitet sein und diesen noch anfeuern. Hass und Rache sind starke Antriebskräfte, die jede Regel und jedes Gesetz sprengen können.“ „Zitiert aus Ihrem Hassmaschine-Essay?“ „Nein, eine Kurzzusammenfassung.“ Professor Fitzel wischte sich den Schweiß aus dem Nacken und in seinem Gesicht breitete sich eine gewisse Leere aus.

„Auch das Chaos hat Struktur, und Sie können mir glauben, im Erkennen von Strukturen haben wir Übung“, bemerkte Frege und sah Dr. Ponsmand forschend an. „Wie war eigentlich Ihre Beziehung zu Frau Link?“ „Es gab keine Beziehung“, entgegnete Dr. Ponsmand mit erhöhter Stimme, „der zwischenmenschliche Raum ist mehr als eine Abstellkammer. Wir gingen uns aus dem Weg, wo wir konnten. Zusammen mit ihr in einem Raum zu sitzen war mir unerträglich, so unerträglich wie die Mittelmäßigkeit bei Dicht- und Baukunst.“ „Sie hatten vor einigen Jahren eine Affäre mit Professorin Link?“ „Nein.“ „Nein?“ „Wie ich sagte.“ „Uns wurde anderes berichtet, demnach hatten Sie vor Jahren ein intimes Verhältnis mit Frau Link, wenn auch ein kurzes.“ „Das mag sein, jedenfalls keine Affäre.“ „Sie waren enttäuscht von Frau Link?“ „Nein.“ „Sie hassten Frau Link?“ „Nein!“, schnaubte Dr. Ponsmand und setzte hörbar ein Ausrufezeichen. „Und Sie haben Frau Professor Link am Dienstag nicht getroffen?“ — Kommissar Frege konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Dr. Ponsmands Antworten zunehmend knapper und magerer ausfielen, er wirkte irgendwie beleidigt.

„Die Erfahrung lässt uns glauben, dass wir das Vergangene von uns abtrennen können, und wir stellen uns fremd. Doch die Vergangenheit ist hartnäckig und Enttäuschungen führen ein stetes Eigenleben. Sie haben Dr. Ponsmand als

hassgetriebenen Menschen charakterisiert, aber trifft dies nicht auch auf Sie zu? Als Frau Link Sie denunzierte und öffentlich bloßstellte, hatten Sie nicht allen Grund überzukochen?“ „Es hat den Anschein, dass ich allen Grund dazu hätte. Aber nichts ist trügerischer als eine offenkundige Tatsache. Wenn Sie daraus schlussfolgern, ich hätte Frau Professor Link getötet, dann liegen Sie falsch.“ „Ein Alibi würde der Schlussfolgerung jeden Wahrheitsanspruch entziehen.“ „Wie ich Ihnen bereits sagte: Ich hatte eine Verabredung, wo und mit wem – dazu möchte ich mich nicht äußern.“

Am frühen Nachmittag besprachen Kommissar Frege und sein Assistent Kripke die Verhöre, die sich bis in die Mittagszeit hingezogen hatten. „Es ist doch merkwürdig“, dass beide vorgeben, zur Tatzeit eine Verabredung gehabt zu haben und ihr Alibi nicht preisgeben wollen“, bemerkte Kripke. „Ja“, entgegnete Frege, „was glauben Sie, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass die beiden Tatsachen unabhängig voneinander sind oder aber dass ein Zusammenhang zwischen beiden besteht?“ „Meine Hypothese lautet –“ Die Ballade vom Nein und Ja unterbrach abrupt den soeben begonnenen Satz von Kripke. „Ja, Doc. – O.k.“ „Lass uns zu Eike übergehen, die Obduktion hat interessante Ergebnisse erbracht.“

## 9 Der Erfolg des plumpen Denkens

Um 17:00 Uhr saßen Frege, Kripke, Karnap und Dr. Savigny zusammen am Konferenztisch. Jeder von ihnen hatte einen kleinen Zettel vor sich liegen. Nachdem Frege ein Zeichen gegeben hatte, schrieb jeder einen Namen auf seinen Zettel, ohne dass die anderen das Geschriebene lesen konnten. Anschließend faltete jeder seinen Zettel zusammen. Alle vier Zettel landeten in einem alten Bierseidel. Auf dem Deckel des Bierseidels war eingraviert: ‚Plumpes Denken, das ist das Denken erfolgreicher Kriminalistik‘. Nach dem Eingangsritual begannen sie den Fall zu erörtern.

„Zunächst zum Tathergang und zur Auffindsituation“, eröffnete Frege die Diskussion. „Am Mittwochmorgen, kurz nach acht, wurde das Opfer von Frau Dr. Väre gefunden, die sofort die Polizei anrief, wenig später waren wir am

Tatort. Die Tat erfolgte einen Tag vorher. Doc, fassen Sie bitte die Ergebnisse der Obduktion zusammen“ „Nach der gerichtsmedizinischen Untersuchung wurde Frau Link gegen 17:00 Uhr plus/minus eine halbe Stunde mit drei Messerstichen getötet, drei weitere Stiche waren nicht tödlich. Die Stichverletzungen sind nicht ganz scharf, was mit der eindeutig zuzuordnenden Tatwaffe zusammenhängt: Das am Tatort gefundene Buschmesser hat eine halbrunde Spitze, die Länge des Stichkanals deutet auf eine erhebliche Stichwucht hin. Drei bis vier Stunden später wurden mit demselben Messer Kopf und Gliedmaßen vom Körper abgetrennt. Bei den Gliedmaßen wurden in mehreren Schnitten Haut, Sehnen und Muskulatur bis zum Knochen durchtrennt, keine Profiarbeit, aber dennoch recht sauber, da Knochen nicht stärker beschädigt wurden und die Schnittrichtungen recht ordentlich sind.“ „Wie hoch ist hierfür der Kraftaufwand?“, wollte Karnap wissen. „Er ist geringer, als man gemeinhin glaubt.“ „Es könnte also auch eine Frau die Abtrennungen vorgenommen haben?“ „Ohne weiteres“, antwortete Dr. Savigny. „Drei bis vier Stunden Zeitdifferenz ... Rein theoretisch könnte es sein, dass entweder der Täter oder die Täterin einige Stunden später zum Tatort zurückkehrte und die Amputationen vornahm, oder aber eine zweite Person kommt ins Spiel.“ „Dass zufällig jemand die Leiche findet, sie dann zerstückelt und die Teile neu zusammenlegt, scheint mir mehr als unwahrscheinlich“, sagte Kripke. „Wenn tatsächlich eine zweite Person in Frage kommt, dann kannte sie den Täter, wollte ihm möglicherweise helfen, von der eigentlichen Tat ablenken und eine falsche Spur legen. Ein solch gewalthaltiges Vorgehen allerdings spricht dagegen. Warum wurden nicht einfach Spuren beseitigt oder auch die Leiche?“ „Ja, und warum wurden die Teile zu einem neuen Körperbild zusammengelegt?“ „Nehmen wir an, der Mord und Akt der Zerteilung wurden von ein- und derselben Person verübt, dann hatte diese mehrere Stunden Zeit, die Tat zu reflektieren, sodass die Amputationshandlung geplant war. Es scheint mir wenig wahrscheinlich, dass die Person mordet, Stunden später zum Tatort zurückkehrt, spontan das Messer nimmt und dann Kopf und Extremitäten amputiert.“ „Das ist plausibel“, bemerkte Frege, „und ob der Mord geplant oder eine Handlung im Affekt war, hängt davon ab, ob das Messer bereits im Zimmer lag oder aber ob der Täter das Messer bei sich hatte, als er das Zimmer betrat, und ob er es selbst

entwendet hat oder nicht. Nehmen wir an, der Täter betritt das Zimmer. Das Buschmesser liegt auf dem Tisch, es kommt zum Streit und schließlich zur Gewalthandlung. Oder aber: Der Täter nimmt das von ihm selbst entwendete Messer, geht zum Dienstzimmer von Frau Link und tötet sie. Die Intentionalität der Handlung kann im letzteren Fall als deutlich rationaler motiviert angenommen werden als im ersteren, ohne dass wir eine affektive Komponente ausschließen sollten.“ „Und dass auf dem Messergriff alle Spuren beseitigt wurden“, kommentierte Savigny, „zeigt ein nicht unerhebliches Maß an Rationalität.“ „Was wissen wir noch über das Messer?“, fragte Frege und trank einen Schluck Kaffee. „Ein aus Mexiko stammendes Buschmesser, das Professor Botho gehört, dem es entwendet wurde und der ein wasserdichtes Alibi hat. Wann es gestohlen wurde, lässt sich nicht näher feststellen. Und da praktisch jeder an den Generalschlüssel kommen kann, lässt sich der Personenkreis auch nicht weiter einschränken, selbst Studenten haben Zugang“, sagte Kripke, bevor er sich eine Tasse Tee eingoss, einen weißen Tee, den er sich regelmäßig aus Hamburg schicken ließ. Er dachte einen Augenblick an Frau Bucko, konzentrierte sich aber dann sofort wieder auf die Besprechung.

„Ich glaube nicht, dass der Kopf und der Griff des Buschmessers eine weitere Bedeutung haben, anders als die Tatsache, dass der zerstückelte Körper in spezifischer Weise neu zusammengelegt wurde“, meinte Karnap und schaute Frege an. „Ja“, bemerkte dieser, „es scheint, dass die symbolische Bedeutung des zusammengesetzten Körperbildes durch die Bedeutungen seiner Teile sowie die Art ihrer Zusammenfügung bestimmt ist. Hat die Anfrage bei der Hochschule der Künste etwas ergeben?“ „Nein“, antwortete Karnap, „Frau Professor Möbus hat sich bemüht, konnte aber keine Analogien oder Hinweise finden.“ „So bleiben als einziger Interpretationsansatz der Hinweis von Herrn Professor Gabelenz auf das chinesische Zeichen für ‚Blut‘ und der Verweis darauf, dass das Zeichen ursprünglich ein Opfergefäß darstellt und dass das Blut geopferter Tiere aus Ritualvasen auf die Erde gegossen wurde, um den Tod einer geliebten Person zu betrauern.“ „Nebenbei“, sagte Karnap, „Professor Gabelenz war zur Tatzeit in einer Sitzung und anschließend mit seinen Mitarbeitern essen. Professor Salinski war und ist in Nanjing. Beide können Chinesisch und beide haben ein Alibi.“ „Gut. Aber wer hat Frau Link so geliebt

und/oder gehasst, um ein solches Zeichen zu setzen?“, fuhr Frege fort, „oder ist das Ganze bedeutungslos und nichts weiter als ein Ablenkungsmanöver?“

„In jedem Falle muss eine engere Beziehung zwischen Täter und Opfer bestehen, das Tatmotiv ist im Beziehungsumfeld des Opfers zu suchen“, äußerte sich Kripke. „Die beiden Studenten scheiden als Täter wohl aus“, knüpfte Karnap an. „Herr Derfort hatte ein Motiv, seinen Bachelor wegen Schlaperei einer Professorin nicht zum Abschluss bringen zu können, da können einem sicherlich die Sicherungen durchbrennen, aber er hat ein Alibi, er war zweifelsfrei in München, ich habe das überprüft. Frau Bischof hatte kein Motiv, dafür hat sie nur ein schwaches Alibi. Sie hat nach eigenen Angaben vom Nachmittag bis in den späten Abend in der Bibliothek gearbeitet, es gibt aber nur eine Zeugin, die sie am frühen Abend gesehen haben will. Das elektronische Kartensystem allerdings bestätigt, dass sie um 15:07 Uhr die Bibliothek betreten und um 22:46 Uhr verlassen hat.“ „Ja, und warum sollte sie Frau Link töten? Sie hatte doch nur Vorteile durch sie. Man schlägt dem Huhn nicht den Kopf ab, wenn man morgens ein Frühstücksei essen will.“ Dr. Savigny schaute auf die Pinnwand und schwieg. Es entstand eine kurze Pause.

„Das stärkste Motiv hatten meiner Ansicht nach Dr. Läufer und Prof. Fitzel“, nahm Kripke den Faden wieder auf, „beide hatten ausreichende Gründe, das Opfer zu hassen. Nehmen wir erst Frau Dr. Läufer, langjährige Geliebte von Frau Professor Link und ihre Assistentin. Finanziell von ihr abhängig, im Schatten ihres Ruhm stehend und glaubend, ihr wissenschaftlich geholfen zu haben. Dann wird sie von Frau Link von einem Tag auf den anderen verlassen, wegen einer Studentin.“ „Sie selbst sagt, sie habe Frau Professor Link verlassen.“ „Ja, jedenfalls, enttäuschte Liebe, gekränkte Eitelkeit und Frustration – ein idealer Nährboden für Hass und Gewalt.“ „Und Dr. Läufer hat kein Alibi.“ „Wann ging die Beziehung eigentlich auseinander?“ „Eine Woche vor dem Mord.“ „Noch etwas ist bemerkenswert“, sagte Frege und nahm ein Buch von seinem Schreibtisch, das den Titel ‚Eine Welt aus Zeichen‘ trug. „Dieses Buch findet sich im Regal von Frau Dr. Läufer“, fuhr er fort und hob das Buch hoch, den Buchrücken nach oben, sodass die Seiten sich auffächern konnten. An zwei Stellen klaffte eine deutliche Lücke. Frege schlug das Buch an einer der beiden Stellen auf und zeigte die Seite seinen Kollegen. Groß war auf dem Kopf der

Seite das chinesische Zeichen für Blut zu sehen, daneben stand in kleiner Schrift ‚xiě, Blut‘ und darunter stand ein längerer Text. „Man muss nicht Chinesisch können, um ein chinesisches Zeichen zu ‚schreiben‘.“ Dr. Savigny zeigte auf das Foto, auf dem das Opfer in Draufsicht zu sehen war. „Nehmen wir an“, sagte Kripke, „Dr. Läufer ist die Täterin. Sie betritt das Dienstzimmer von Frau Professor Link. Es kommt zum Streit. Sie greift das Messer und sticht zu. Anschließend flieht sie aus dem Raum in ihr Büro. Sie beruhigt sich langsam, denkt nach, fasst einen Plan. Sie geht zurück, zerteilt das Opfer, legt eine falsche Spur, wischt den Messergriff ab und kehrt zurück.“ „Oder aber“, formulierte Karnap eine erste Alternative, „Dr. Läufer hat das Messer zuvor aus dem Zimmer von Professor Botho entwendet und es befindet sich in ihrem Zimmer. Sie ist wütend, nimmt das Messer, ermordet Professorin Link und verlässt fluchtartig den Tatort. Zurück in ihrem Dienstzimmer fällt ihr ein, dass sie die Tatwaffe vergessen hat. Sie denkt nach. Ihr wird klar, dass viele Indizien auf sie hinweisen. Sie fasst einen Plan, kehrt zurück zum Tatort, um die Spuren zu beseitigen. In dem Moment kommt ihr die Idee ein Ablenkungsmanöver zu starten, eines, das man einer Frau nicht zutraut, das auf andere Personen verweist, das eine subtile zusätzliche Bedeutungsebene schafft. Sie erinnert sich dunkel des chinesischen Zeichens, geht zurück und überprüft dieses, anschließend setzt sie ihren Plan in die Tat um.“

„Bevor wir weitere Alternativen durchspielen“, wendete Frege ein, „lassen Sie uns zunächst Motiv und Alibi unseres zweiten Hauptverdächtigen prüfen.“ „Professor Fitzel“, nahm Kripke den Punkt auf, „hat ein starkes Motiv und ein nicht überprüfbares Alibi.“ „Also kein Alibi“, unterbrach Savigny. „Er will zum Dekan gewählt werden“, entwickelte Kripke seinen Gedanken weiter, „und seine langjährige Konkurrentin wirft ihm vor, er habe Studentinnen sexuell genötigt. Und dies in einem Brief an den Präsidenten, an die Presse und öffentlich in einer Sitzung.“ „Karnap, konnten Sie klären“, fragte Frege, „ob Professor Fitzel von der Presse über den Brief Bescheid wusste?“ „Ja“, antwortete Karnap, „der leitende Redakteur der HZ, ein Herr Kruse, hat ihn sofort informiert, und bis auf weitere Klärung wollte die HZ auch nicht berichten. Einerseits kennen sich beide gut, andererseits stellte sich heraus, dass Frau Professor Link von einer Studentin gehört hatte, dass dieser wiederum berich-

tet wurde, dass Professor Fitzel angeblich eine Studentin sexuell belästigt habe.“ „Ja, Rache ist eine Handlung, die man begeht, wenn man machtlos ist. Und gegen den Vorwurf der sexuellen Belästigung ist schwer anzukommen. Man kann dagegen klagen, aber es bleibt immer was hängen.“ „Das ist richtig“, stimmte Dr. Savigny zu, „aber deshalb gleich einen Rachefeldzug starten?“ „Und was mir überhaupt nicht einleuchten will“, sagte Karnap, „warum gibt Professor Fitzel sein Alibi nicht preis? Was kann so schützenswert sein, dass jemand bei einem Mordverdacht nicht seine Unschuld bezeugen lässt? Oder ist das alles nur ein Verwirrspiel?“ „Das ist schon merkwürdig genug“, bemerkte Kripke, „aber dass sein Intimfeind Dr. Ponsmand, ebenfalls für den gleichen Zeitraum ein gleiches Nicht-Alibi präsentiert, ist sehr seltsam.“ „Zufall, Absprache oder –“ „Ich habe eine Vermutung“, unterbrach Kripke, „die so unwahrscheinlich ist, dass sie wahr sein könnte. Fitzel und Ponsmand waren zum Zeitpunkt der Tat zusammen.“ „Aber warum sollten Sie dies nicht zugeben und sich somit entlasten?“ „Es muss offensichtlich so schwerwiegend sein, dass beide es nicht öffentlich zugeben wollen. Ich glaube also, dass es eine zweite Beziehungsseite zwischen beiden gibt, und zwar seit vielen Jahren eine homosexuelle Beziehung. Eine intime Kehrseite der öffentlich gelebten Hassbeziehung.“ Karnap starrte Kripke ungläubig an. „Aber Ponsmand ist mit Frau Kreviel befreundet und Professor Fitzel hatte vor vielen Jahren eine Intimbeziehung mit Professorin Link.“ „Prinzipiell ist jeder Mensch bisexuell veranlagt“, erklärte Kripke, „alles Weitere ist eine Frage der Spezialisierung. Beide sind Generalisten, im Leben wie im Beruf.“ Karnap runzelte die Stirn. Doch Kripke ließ sich von der Skepsis nicht beeindrucken. „Nehmen wir an, einer der beiden wäre der Täter. Würden wir nicht annehmen, dass der eine dem anderen ein Alibi verschaffen wolle? Also schweigen beide. Warum etwas zugeben, wenn es doch nicht der Entlastung dient?“ „Eine ebenso interessante wie gewagte Hypothese“, sagte Frege, „wir sollten die Möglichkeiten weiter ausloten und die wahrscheinlichste Möglichkeit als Wirklichkeit versuchen festzustellen.“ „Und wir sollten das Unmögliche ausschließen“, fügte Kripke hinzu, „dann ist das, was übrig bleibt, die Wahrheit, wie unwahrscheinlich sie auch erscheinen mag.“

Kommissar Frege und seine Mitarbeiter diskutierten den Fall noch bis in den späten Abend. Sie diskutierten über Zeichen und Zeichenkonfigurationen, über Schach und Notationen, über die Wechselwirkung des Wirklichen mit dem Möglichen, über Liebe und Hass, Affekt und Kalkül, Opfer und Täter. Bevor sie nach Hause gingen, nahm Frege die Zettel aus dem Bierseidel und legte sie auf den Tisch. Auf allen Zetteln stand derselbe Name. Nichts anderes hatte er erwartet. „Ich bin sicher, wir werden ein Geständnis erhalten“, kommentierte Frege das Ergebnis. Müde und entspannt machte er sich auf den Heimweg.

#### 10 Eine Parabel wird erzählt

Es war dunkel draußen. Kommissar Frege und Professor Gabelenz saßen im Joducus und tranken einen Rotwein. Ein Teelicht flackerte auf dem Holztisch und Schnee wirbelte vor den Fenstern. Sie sollten bis spät in die Nacht diskutieren, und der Abend war der Beginn einer langen Freundschaft und Zusammenarbeit. „Wissen Sie“, sagte Professor Gabelenz, „es gibt kaum Schlimmeres als eine Gruppe von Mächtgern-Literaten und Literaturdozenten. Eine Gruppe von Kriminalisten oder Anwälten? O.k. Lehrer im Sechserpack? Na ja. Aber ein Rudel Geisteswissenschaftler, möglicherweise noch auf einer Taugung? Nicht selten ein Ausdruck von Besserwisseri, von schulmeisterlichem Benehmen, von Borniertheit obendrein. Jeder versucht den anderen zu übertrumpfen, sieht sich als einzigartigen, aber nicht ausreichend gewürdigten Wissenschaftler, dem ein Einstein nicht hätte das Wasser reichen können.“ „Ach ja“, entgegnete Frege, „aus der Tatsache, dass es berühmte Leute gibt, die sich zu ihrer Zeit nicht genügend beachtet fanden, folgt bekanntlich nicht, dass jeder, der zu seiner Zeit nicht genug beachtet ist, später berühmt wird. Viele träumen von Ruhm und Unsterblichkeit, dafür würden sie alles tun. Die einen morden oder führen Kriege gegen ihre Konkurrenten, andere verkaufen sich meistbietend.“ „Das ist wahr“, sagte Professor Gabelenz und lehnte sich nachdenklich zurück. „Kennen Sie die Parabel ‚Das Strafparadies‘ von Pascual Jordan?“, fragte er. „Nein, der Name sagt mir gar nichts.“ „Pascual

Jordan war wie Werner Heisenberg ein Schüler des Physikers Max Born. Die Parabel stammt aus dem Jahre 1929, wurde aber erst vor wenigen Jahren zusammen mit den Tagebüchern publiziert. Nebenbei bemerkt fand man im Nachlass eine Erstaussgabe von Kafkas ‚Der Prozess‘, was wirklich aufschlussreich ist, wie Sie gleich sehen werden, denn die Parabel geht wie folgt: ‚Ein Wissenschaftler kommt zum Pantheon der Unsterblichkeit, vor dem eine schwangere Frau sitzt, und er bittet sie um Eintritt in den Palast. Aber die Frau sagt, dass sie ihm den Eintritt weder gewähren noch nicht gewähren könne. Da das Tor zum Tempel offen steht und die Frau keine Anstalten macht, ihn am Eintritt zu hindern, durchschreitet er das Tor zur Unsterblichkeit. Im gleichen Moment lacht die Frau laut auf. Der Wissenschaftler dreht sich um und erkennt die Frau als seine Mutter, wie sie ein Kind gebiert. Er versucht, durch das Tor das Pantheon zu verlassen. Aber eine unsichtbare Schranke hält ihn zurück. In diesem Moment hätte er schreien mögen, wie ein Kind nach den Eltern. Es ist, als ob ein Gletscher aus Erinnerungen und um ihn herum hundert Eisberge wegbrächen. Und die Eisberge zerbersten und die Splitter schmelzen an der Oberfläche eines Meeres aus Gefühlen. Sein Bewusstsein gleitet dahin, ohne den Beschränkungen von Raum und Zeit unterworfen zu sein. Er hätte schreien mögen, nur um den Widerhall seiner Stimme zu hören. Aber er ist gefangen in einem Netz stummer Erinnerungen. Mit dem Relikt eines Lächelns versucht er sich zu entspannen. Sein Schmerz zergeht in einem Schauer. Er ist allein, vollständig allein.‘“

Während Frege und Gabelenz die Parabel diskutierten, mischte sich Dr. Savigny einen Drink, legte sich aufs Sofa und las in einem Reclam-Heft. An dem Satz ‚Ein weißes Pferd ist kein Pferd‘ blieb er hängen und versank in Gedanken.

*Und die Begriffe der Menschen von den Dingen sind meistens nur ihre Urteile über die Dinge.*

Zur selben Zeit kam Kripke nach Hause. Er zog seine verwaschene Jeans und seinen alten Pullover an, stellte die Schachfiguren auf, machte sich eine Tasse Tee mit einem kräftigen Schuss braunen Rum und spielte eine Partie von Philidor nach. Sie hatte dreiunddreißig Züge. Schönes, kartesisches Schach.

*Und die schwierigste Figur beim Schachspiel ist der Gegner.*

Dr. Ponsmand saß an einem kleinen, quadratischen Tisch, auf einem unbequemen Stuhl, grell von einer vor ihm niederhängenden Glühlampe beleuchtet, die rechte Faust gegen die Schläfe gepresst, den Handwurzelknochen der linken Hand zwischen den Zähnen. Sein Kopf schmerzte und verzweifelt versuchte er zu verstehen: Alles, was ich von ihm kenne, ist in His Dur notiert. Immer wieder versuchte er zu verstehen, doch es war kein Segen dabei.

*Und er hasst sich selbst, wie er seinen Fernsten verehrt.*

Dr. Läufer saß in ihrer Zelle. Die Zelle war klein, vielleicht zehn Quadratmeter groß. Ein Bett, ein Klo, ein Waschbecken. Keine Fragen, keine Antworten. Stille. Weiße Wände, weiße Decke, weißer Boden. Sie war der Wirklichkeit ausgeliefert und schaute hinaus.

*Und das Fensterglas sieht beschädigt aus durch ihre Schuld.*

Prof. Botho hüpfte die Treppe hinunter und zitierte eine Strophe: ‚Will ich in mei’n Keller gehn, will mein Weinlein zapfen, steht ein bucklicht Männlein da, tut mir’n Krug wegschnappen‘.

*Und er steht vor einem Scherbenhaufen.*

Prof. Fitzel wälzte sich auf einer viel zu schmalen und harten Matratze und wurde den Eindruck nicht los, dass er sich als Kind am ehesten als kleiner, jedoch besonders strebsamer Nutscha aufgefasst hatte, weil die ihm physiognomisch am ähnlichsten waren.

*Mais je ne suis qu'un plaisantin!*

Professorin Link zündet sich eine Zigarette und anschließend den Autografen an. Warum Bücher verbrennen, wenn man Manuskripte verbrennen kann? Und sie erinnert sich jener Briefe Ciorans, die sie dem Feuer anvertraut hatte. Das Wirkliche ist nur ein Sonderfall des Möglichen und deshalb auch anders denkbar, memoriert sie laut. Daraus folgt, dass wir das Wirkliche umzudenken haben. Und: Was nicht bezeugt ist, ist nicht geschehen.

*Postskriptum:* Eine Durchschrift des Autografen wurde im Nachlass von Professorin Link gefunden und uns seitens der Erben freundlicherweise zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.